



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup>. 29.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. W a n n a.

### Siebentes Kapitel.

So lernte ich die Mine kennen. Von diesem Tage an vertiefte sich mein Interesse für dieselbe erst recht und wurde zur völligen Leidenschaft. Gerade ihre Abgründe und Gefahren zogen mich an, und ich ruhte nicht, bis ich ihren letzten Winkel durchstöbert, jede Arbeit in derselben kennen gelernt hatte. Ich las alle Fachwerke, die ich irgendwie bekommen konnte, und hätte bald ein ordentliches Examen darüber bestehen können.

Ich kann nun einen Zeitraum von acht Jahren überspringen. Innerhalb dessen war ich vom letzten Schreiberlein zum Adjunkten des Oberaufsehers vorgerückt und nach dem Tode des alten Mr. Redruth Oberaufseher selbst geworden.

So war ich denn mit zweiundzwanzig Jahren die Stütze meiner Verwandten, gekräftigt an Körper und Geist und voll Selbstbewußtseins meiner Stellung, meines Wissens und meiner physischen Kraft.

Eines Tages stand ich auf der Klippe, nahe beim Eingang der Mine, als ich zwei Personen vom Dorfe her auf dieselbe zukommen sah. Die eine war Cousine Annie, nun eine liebevolle Jungfrau, die andere der junge George Redruth, den ich seit seines Vaters Tod nur selten mehr gesehen hatte.

Sie schienen in ein ernsthaftes Gespräch vertieft zu sein und mich nicht zu bemerken, plötzlich aber sah ich Annie nach der Richtung schauen, wo ich stand, und dabei sichtlich erschrecken. Darauf kamen sie miteinander näher. Ich weiß eigentlich nicht so recht wie es kam, es muß instinktiv gewesen sein, aber es war mir vom ersten Augenblick meiner Begegnung mit George Redruth an nicht möglich, denselben zu sehen, ohne dabei ein unangenehmes, widriges Gefühl zu empfinden. Die hochnäsige Gönnermiene, die er mir gegenüber annahm, mag ihr gut Teil dazu beigetragen haben, denn ein hübsches junges Herrchen war er geworden, das mußten ihm seine Feinde lassen. Wenn ich einen Blick über sein blaßes Gesicht mit den feinen, vornehmen Zügen, seine zierliche Gestalt und seine elegante Kleidung warf und mich mit ihm verglich, so mußte ich seine äußere Überlegenheit unbedingt anerkennen. Obgleich ich kräftig gebaut war und nicht übel ausah, so hatten Wind

und Wetter doch ihren Einfluß auf mich ausgeübt, auch waren meine Manieren rauh und herb geworden, ich fühlte das wohl, meine Beschäftigung und der tägliche Verkehr mit den Minern brachten das einmal so mit sich.

Der junge Herr kam in nonchalanter Weise auf mich zugeschlenbert, sein Stöckchen schwingend, die Zigarre im Munde.

„Ah, Trelany,“ sagte er mit flüchtigem Nicken, „Ihre

Cousine Annie sagte mir, daß wieder Klagen über die äußeren Stollen laut geworden seien. Ich denke, ich will mal selber hinuntergehen und darnach sehen.“

„Ganz recht, Sir!“ erwiderte ich, mich im stillen darüber wundernd, wie Annie dazu gekommen, für die Leute den Sprecher zu machen.

„Man kann's doch wohl wagen?“ sagte er nach einer Pause. „Sie wissen, wenn schon die Mine mein Eigentum ist, verstehe ich doch nicht viel davon, dafür habe ich ja mein Aufsichtspersonal.“

„Es ist ganz in der Ordnung,“ gab ich zur Antwort, „daß Sie selbst nachsehen wollen, ob man's wagen kann. Wenn da unten je einmal etwas passiert, werden Sie es sein, auf den die Verantwortlichkeit fällt.“

„Dummes Zeug!“ sagte er kurz. „Ich zahle Sie, um das Werk zu beaufsichtigen, und wenn Gefahr vorhanden ist, so —“

„Es ist Gefahr vorhanden,“ unterbrach ich ihn.

„Meinetwegen denn ja. Sie sind ja dazu da, um nach derselben zu sehen und im Notfall Bericht zu erstatten. Ich kann nicht beides zu gleicher Zeit sein, Herr und Arbeiter!“

Eine scharfe Antwort lag mir auf der Zunge, Annies Augen sahen mich aber so bittend an, daß ich dieselbe hinhinerschluckte.

„Mr. George,“ warf sie schnell dazwischen, „ist besorgt, daß ein Unglück passieren könnte.“

„Gewiß bin ich das,“ rief er mit eigentümlichem Lächeln. „Ich weiß, was eine Überflutung der Mine zu bedeuten hat — Gott weiß, welche Unkosten, geschäftlicher Ruin am Ende; denn wenn das Meer einmal da hineindringen wollte, beim Teufel, das wäre ein verdammt schlechter Spaß für mich.“

„Und für die Leute,“ setzte ich hinzu.

„Natürlich für die auch. Doch das ist ja ihr Geschäft, die wissen sich schon zu salven. Lassen Sie alles bereit machen, Trelany, ich will jetzt hinunter. Ich denke, ein Anzug wird bei der Hand sein.“

Ich antwortete bejahend und ging auf das Bureau zu. Mich umsehend, bemerkte ich, wie er mir nachschaute und mit verächtlichem Lachen etwas zu Annie sagte. Mein Blut geriet in Wallung, meine Wangen färbten sich purpurn, ich hätte umkehren und ihm ins Gesicht schlagen können.

Beim Bureaugebäude fand ich den Onkel, der eben schmutzbedeckt aus der Mine kam. Ich sagte ihm, daß der junge Herr hinunter wolle. Er war hoch erfreut darüber.

„'s ist ein wackerer Bursche, der junge Herr,“ sagte er, „ein ganz vorzüglicher Bursche. Ich will mit und ihm zeigen, wo die Wandungen einzufließen drohen.“



Winterabend. Gemälde von George Clausen.

Gleich darauf kam Mr. George ins Bureau, wo an der Wand verschiedene wollene Minenanzüge hingen. Er scherzte vergnügt, als er in einen hineinschlüpfte, und sah — ich mußte es zu meinem innern Groll mir zugestehen — trotz der entstellenden Kleidung immer noch wie ein Gentleman aus.

Mein Onkel führte ihn den Weg durch die Halbtreppe und leitete ihn mit größter Sorgfalt vorwärts. Von Leiter zu Leiter stiegen wir hernieder, ich als der letzte. An der mittleren Plattform wurde Halt gemacht, um Atem zu schöpfen, dann stapften wir weiter bis zu den untersten Galerien, wo, Onomen gleich, die geschwärtzten Arbeiter in lauernder oder liegender Stellung mit Pick und Schaufel ihr schweres Tageswerk verrichteten.

Endlich stand der Onkel still und zog die Brauen nachdenklich zusammen. Alle drei waren wir kaum mehr zu erkennen, so voll Erde, Talg und Koth.

„Wo zum Teufel sind wir denn eigentlich?“ fragte der junge Herr.

„Wo, Master George?“ erwiderte der Onkel mit freundlichem Grinsen. „Direkt unterm Meere.“

Redruth sah nach mir.

„Wie weit unten, Trelany?“

„Zwanzig Klafter unter dem Seespiegel und dreihundert Fuß oder etwas mehr unter dem niedersten Wasserstand.“

„Na, also, wo ist nun der Schaden? Es ist ja alles vollständig trocken hier.“

„Kommen Sie jetzt nur weiter, Master George,“ sagte mein Onkel und schritt in gebückter Haltung wieder voran, bis wir zu einer schmalen Gangstelle gelangten, wo zwei Personen sich nur mühsam, Brust an Brust, aneinander vorbeischieben konnten. Kaum hielten wir dort, so standen wir auch schon bis an die Knöchel im Wasser, während von oben schwere Tropfen auf uns niederfielen.

Mein Onkel hob seine Hand und klopfte an die Decke, die zum Teil mit Holz oder Zement verkleidet war.

„Da hab' ich's letztes Jahr verstopft, Master George,“ sagte er, „das Salzwasser strömte nur so herein!“ Während er sprach, hörte man deutlich das dumpfe Anschlagen des Wassers an den Felsen, zuweilen schien es, als ob der ganze Bau zusammenbrechen wolle unter dem gewaltigen Wogendruck.

Ich sah Redruth unwillkürlich einen Schritt zurücktreten und sich nach dem Weg umsehen, den wir gekommen.

„Das wäre der Teufel!“ murmelte er durch die Zähne. „Wie stark ist die Decke hier, Trelany?“

„Sechs Fuß, wo sie am mächtigsten ist, drei Fuß an der schwächsten Stelle, dort, wo die hölzernen Stützen stehen.“

Der junge Herr sah nach der Decke, nahm dann eine zweite Kerze und untersuchte den Felsen näher. Derselbe war naß vom Meerwasser, das durch das Gestein hindurchgesickert und mit schlüpfrigem, im Schein der Kerze glühendem Grün bedeckt. Durch den schlammigen Ueberzug aber sah man hier und dort freiliegende Streifen reinen Kupfers, denn hier begann eine der reichsten Adern der Mine.

„Ei, das ist ja beinahe solides Erz!“ sagte er.

„It's auch,“ erwiderte der Onkel. „Schade nur, daß wir nicht weiter gehen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, die Mine unter Wasser zu setzen. Tausend Pfund wär's wert, wenn's zu machen wäre, so aber kostet's Mühe genug, das da sicher zu halten, und wird auch noch mehr kosten, verlassen Sie sich darauf!“

„Sind Sie auch der Meinung, Trelany?“

„Ja, Herr! Dieser Teil da muß unbedingt ganz abgeschlossen werden. Ich kann die Leute nicht abhalten, da einzusehen, wo die ergiebigsten Adern liegen, sie picken drauf los, ob auch jeder Zell, den sie lösen, sie um so viel dem Tode näher bringt.“

Der junge Herr machte keine weitere Bemerkung, sondern setzte seinen Gang durch die Mine fort. Wir kamen noch an weitere gefahrdrohende Stellen, auf die ihn mein Onkel gewissenhaft aufmerksam machte. Endlich war die Inspektion beendet, wir stiegen wieder ans Tageslicht.

Wie blendend hell erschien alles droben nach dem unterirdischen Dunkel! Mr. Redruth schien in tiefes Nachdenken versunken, erst nachdem er sich gewaschen und den Bergmannsanzug abgelegt, fand er wieder Worte.

Wir beide standen jetzt allein an der Bureauthüre, da mein Onkel sich mittlerweile entfernt hatte und wieder an seine Arbeit gegangen war.

„Wünschen Sie mir etwa noch irgend eine Mitteilung zu machen?“ sagte Redruth in gemessenem Tone.

„Nein. Was ich zu rapportieren hatte, habe ich bereits schriftlich eingegeben.“

„Ja — was war es denn eigentlich?“

„Die ganze Mine, Master Redruth, bedarf der Verbesserung, von den äußeren Stollen, in die jeden Augenblick die See dringen kann, bis zu den schadhast gewordenen Maschinen und den verrosteten Leitern. Ein Wunder ist's allerdings nicht, denn soweit ich zurückdenken kann, wurde noch kein Penny darauf verwandt.“

Er runzelte die Stirne und biß sich auf die Lippen, dann sagte er, mich von Kopf zu Fuß verächtlich messend:

„Sie sind ja ein netter Angestellter, Sie, wirklich ein recht netter Angestellter! Sie haben's wohl darauf abgesehen, Ihren Herrn zu ruinieren?“

„Durchaus nicht, aber das Leben Ihrer Leute steht auf dem Spiele.“

„Poh! Sie sind ein Unglücksrabe und verstehen wenig oder gar nichts von der Sache,“ sagte er und wandte sich zum Gehen.

„Unter allen Umständen aber,“ erwiderte ich, ihm nach-

gehend, „werden Sie die äußeren Stollen stützen müssen. Thun Sie das nicht, so stehe ich nicht für die Folgen.“

„Wer zum Teufel wird auch Sie dafür verantwortlich machen!“ rief er. „Sie sind da, Berichte zu erstatten und nicht Ratschläge zu geben. Und was die äußeren Stollen anbetrifft, so sollten Sie doch ganz genau wissen, daß dort die mächtigsten Adern laufen, während die innere Mine so gut wie erschöpft ist.“

„Ich weiß das, aber —“

„Aber und immer aber! Sie ziehen eben vor, Meuterei und Unzufriedenheit auszusäen, statt über Ihres Herrn Interesse nachzudenken. Ich sage Ihnen rund heraus, daß ich durchaus keine Lust habe, auf Ihren Unsinn einzugehen. Ihnen hab' ich's zu danken, daß die Mine gegenwärtig wenig oder gar nichts einträgt und ich auf dem schönsten Weg bin, Bettler zu werden.“

Ich lächelte etwas unglaublich, dann sagte ich: „So wollen Sie also nichts thun?“

„Nein, wenigstens von dem nichts, was Sie mir anraten, denn Sie haben mein Interesse zu wenig im Auge. Ein Gentleman, in den ich volles Vertrauen setzen kann, wird morgen früh hier sein. Sie werden ihn in die Mine hinunter führen und ihm alles zeigen, wie Sie es mir gezeigt haben. Seinem Rat will ich dann folgen, nicht aber dem Ihrigen!“

Mit diesen Worten ging er hinweg.

Andern Morgens, es war kurz nach Sonnenaufgang, kam der angekündigte Herr zu mir ins Bureau. Es war ein magerer, flachhaariger junger Mann von etwa dreißig Jahren und sehr selbstbewußter Haltung, dessen Sprache ein Gemisch von Irish-Englisch und Amerikanisch-Englisch schien. Es verhielt sich auch so, er hatte wirklich auf der Grünen Insel das Licht der Welt erblickt und war dann später nach Amerika gekommen; auf der Karte, die er mir überreichte, stand gedruckt zu lesen:

Ephraim Johnson  
Zivilingenieur

Bethesda

Staat New-York.

Ich überflog erst die Karte und beachte mir dann den Mann näher. Derselbe trug einen höchst eleganten Anzug, eine rotgestreifte Krawatte mit Hufeisenvorstecknadel und ein feines steifes Filzhütchen; einen besonders günstigen Eindruck machte er gerade nicht auf mich.

Er teilte mir nun mit, daß er von Mr. George Redruth beauftragt sei, die Mine in Augenschein zu nehmen und über deren Zustand und Ertragsfähigkeit Bericht zu erstatten.

„Den Zustand derselben werden Sie stellenweise schlecht genug finden,“ sagte ich.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht,“ erwiderte er. „Uebrigens mag ich mir meine Ansicht hierüber nicht schon im voraus von Ihnen beeinflussen lassen, junger Mann, selbst wenn Sie das überhaupt im Stande wären. Umsonst ist man nicht in Amerika gewesen.“

Ich sah aus seinem ganzen Benehmen, daß er sich seine Meinung bereits im voraus gemacht hatte und daß dieselbe sicherlich nach Mr. Redruths Konvenienz ausfallen werde. Nichtsdestoweniger behandelte ich ihn mit aller Höflichkeit und trat mit ihm, nachdem er einen der Bergmannsanzüge angethan, die unterirdische Inspektionstour an. Als wir in den äußersten Stollen kamen, über dem die See unheimlich brandete, überfiel ihn ein Gefühl der Angst, das er trotz allen Bemühens nicht verbergen konnte und auch nicht eher los wurde, als bis er, nach sehr oberflächlicher Beaugenscheinigung der Mine, endlich wieder oben angelangt war. Zweimal war ihm beim Aufsteigen schwindelig geworden, ich mußte ihn halten, daß er nicht von der Leiter fiel. All dies trug eben nicht dazu bei, meinen Respekt vor ihm zu vermehren.

Erst als er den beschmutzten Anzug abgelegt und nun wieder als junger Elegant vor mir stand, fand er seine sichere Haltung wieder. Neugierig, welchen Bericht er seinem Auftraggeber wohl erstatten werde, fragte ich:

„Nun, Master Johnson, habe ich übertrieben, als ich sagte, daß es da drunten nicht mehr geheuer sei?“

In scharfem Tone antwortete er:

„Mit Verlaub, junger Mann, was ich davon halte, werde ich Master Redruth mitteilen, nicht aber Ihnen. Jedenfalls scheinen Sie die Sache viel zu ängstlich anzusehen.“

Ärgerlich über diesen Verweis, konnte ich mich nicht enthalten, ihm darauf zu bemerken:

„Dieser Ansicht schienen Sie aber unten nicht zu sein.“

„Wie meinen Sie das?“ erwiderte er, feuerrot werdend.

„Ich meine nur, daß Sie's recht eilig hatten, wieder hinauf zu kommen.“

Er gab keine Antwort, sah mich aber mit einem Blick voll Haß und Bosheit an. Dann ging er zum Bureau hinaus, drehte sich auf der Schwelle jedoch noch einmal um und sagte:

„Sie halten sich wohl für ungemein klug, aber Sie müssen verdammt früh aufstehen, wenn Sie mit mir anbinden wollen. Ich denke, Sie sollen's bald genug inne werden.“

Mit dieser selbstamen Drohung verließ er mich und für einige Tage sah ich weder ihn noch Mr. Redruth, dann hörte ich zufällig, daß ersterer nach London zurückgereist sei. Ungefähr eine Woche aber nach seiner Abreise las ich in den Blättern die öffentliche Bekanntmachung: daß die Kupfermine von George Redruth Esquire auf eine Aktiengesellschaft übergegangen; die Hälfte des Kaufpreises sei genanntem Herrn bar ausgehändigt worden, die zweite Hälfte in voll

einbezahlten Aktien. Wie viel Provision der edle Mr. Ephraim Johnson bei dem Geschäft in die Tasche gesteckt, davon verlautete nichts, der Name dieses Ehrenmannes aber stand unter dem Prospekt als „Minenbetriebsinspektor“.

#### Achtes Kapitel.

Kurze Zeit, nachdem sich die neugegründete Aktiengesellschaft konstituiert, kam Johnson wieder nach St. Gurlott und bezog eine Wohnung in einem Bauernhause der Nachbarschaft. Nach dem, was zwischen uns vorgefallen, war ich der bestimmten Erwartung, nun meinen Abschied zu erhalten; trotzdem der feine Herr aber in aller Form als Minenbetriebsinspektor installiert wurde, machte er doch keinen Versuch, mich von meiner Stellung zu entfernen. Er hatte jedenfalls nicht genügend Vertrauen in seine eigenen Kenntnisse und auch nicht den Mut, die keineswegs gefahrlosen Dienstverrichtungen eines Obergewerks mit zu übernehmen.

Wir war sein Eintritt in das Geschäft so zuwider, daß ich mir vornahm, meine Kündigung einzugeben, und nur den dringenden Vorstellungen des Onkels, sowie den innigsten Bitten der Tante und Annes gelang es, mich zum Bleiben zu bewegen. Bald genug sah ich auch, daß Johnson sich ganz und gar in Mr. Redruths Vertrauen einnistete, er war sein Beamter, sein Spion, sein Ratgeber, kurz, alles in allem. Was die Maschinen und die Mine anbetrifft, so blieb es einfach beim alten, nicht ein Penny wurde für Reparaturen ausgegeben. Auf eigene Verantwortung hin ließ ich den äußersten Stollen abschließen und verbot den Leuten bei schwerer Strafe, nach jener Richtung weiter zu graben. Obgleich Johnson davon hörte und über das Geschehene zweifellos getreulich rapportierte, so vernahm ich doch weder von ihm selbst, noch von Mr. Redruth irgend eine Bemerkung darüber — wenigstens damals nicht.

Ich muß nun etwas abschweifen und von den Angelegenheiten der Mine auf mein eigenes stilles Leben in meines Onkels Haus übergehen, es führt mich schnell genug wieder auf George Redruth zurück.

Schon seit einigen Wochen hatte ich bemerkt, daß Onkel und Tante irgend etwas zu verhandeln hatten, das augenscheinlich auf mich Bezug haben mußte; was es war, daraus konnte ich aber nicht klug werden. Oft ertappte ich sie, wie sie mich ansahen und dabei vielsagende Blicke miteinander wechselten, und war bereits nahe daran, mir eine Erklärung auszubitten, als mich ein Zufall mit dem ganzen Geheimnis bekannt machte.

Ich war nämlich eines Abends später als sonst nach Hause gekommen, die gewöhnliche Theerstunde war vorüber, und so setzte ich mich denn allein zum Tisch, während Annie mir das Nachtessen auftrug. Da ich noch einmal nach dem Bureau und aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch hinunter in die Mine gehen mußte, so trug ich immer noch meinen Grubenanzug; der Onkel jedoch hatte sich's bereits bequem gemacht, er saß vor dem Kamin und rauchte sein gewohntes Pfeifchen, indem Tante Martha ihm gegenüber die unvermeidlichen Strümpfe stopfte. Als ich meine Mahlzeit beendet, stand ich auf, zündete meine Pfeife an und bot allen gute Nacht.

„Es ist nicht nötig, daß ihr meinewegen aufbleibt, es kann spät werden,“ sagte ich.

„Wohin gehst Du, Hugh?“ fragte Annie leichtfin.

„Nach dem Bureau, voraussichtlich auch noch hinunter in die Mine.“

„Gehst Du erst ins Bureau und nachher in die Mine?“ fragte sie weiter.

Ihre scheinbar zwecklose Neugierde machte mich lachen. „Wohin meinst Du wohl, daß ich zuerst gehen werde, Fräulein Naseweis?“ scherzte ich.

„Geh nur erst hinunter,“ erwiderte sie prompt, „dann kleide Dich um, und Du wirst zu Deinen Büchern den passenderen Mann stellen.“

„Bei Gott, Annie,“ sagte ich, „es ist ein Körnchen Weisheit in Deiner Rede.“ Dabei legte ich meinen Arm um sie und gab ihr einen brüderlichen Kuß, über den Onkel und Tante vergnügt lachten.

„Na, gute Nacht miteinander!“ sagte ich nochmals. „Deinen Rat, Annie, werde ich befolgen und direkt in die Grube fahren.“ Damit ging ich. Ich war schon ein ordentlich Stück Weg gegangen, als mir plötzlich befiel, daß ich einige Notizbücher, die ich zu meiner Rechnungsstellung bedurfte, in meiner Kammer gelassen. Erst zögerte ich einen Augenblick, dann kehrte ich wieder um, trotzdem es bereits ordentlich dunkel zu werden begann, aber ich kannte ja Weg und Steg ganz genau.

So schritt ich denn gemächlich den Weg wieder zurück, rauchte mein Pfeifchen dazu und ließ mir die Kühle der Nacht recht wohl gefallen. Als ich nach dem Hause kam, war es ganz dunkel geworden. Vor der Küche stand ich still, das Fenster war des schwülen Abends wegen offen geblieben. Ich schaute hinein.

Onkel und Tante saßen noch an derselben Stelle, Annie war nicht mehr da. Gerade war ich im Begriff, meinen Kopf zum Fenster hinauszustrecken und zu sagen, warum ich zurückgekommen sei, als ich meinen Namen aussprechen hörte.

„Ja, ja,“ sagte Tante Martha, bestätigend mit dem Kopfe nickend, „ich hab' sie beobachtet und weiß, daß Annie dem Hugh zugethan ist, wie nur je ein Mädchen einem Burken.“

„Soll mich freuen, wenn's so ist, Alte!“ erwiderte der

Onkel. „Er ist ein guter Junge, den ich gern meinen Sohn hieße.“

Mehr hörte ich nicht. Es war mir, als ob ich einen Schlag bekommen hätte. Annie mich lieben? Die alten Leuten und verheiraten wollen? Es kam alles so plötzlich, so ganz unerwartet, daß ich mir Zeit nehmen mußte, mich in den Gedanken hineinzufinden. Und war es denn wirklich auch so? Hatte Tante Martha wohl recht gesehen und dachte Annie mit mehr als verwandtschaftlicher Liebe an mich? — Ich durchließ all die Zeit unseres Beisammenseins und kam zu dem Schluß, daß es am Ende ja möglich sein könnte. Besonders innige Zärtlichkeit hatte mir Annie zwar nie gezeigt, aber das lag auch nicht in ihrem Wesen. Ein voller, warmer Blick, ein leichtes, flüchtiges Erröten, so was schon eher. Und dann, ja, das war richtig, sie hatte sich in letzter Zeit entschieden geändert, ich wunderte mich selbst, daß mir das erst jetzt klar wurde. Aus Annie, meinem kleinen, muntern Bäschen, war eine stille, sinnige Jungfrau geworden, eine Jungfrau, wohl fähig, vom Glück der Liebe zu träumen.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Volksängervorstellung in Wien.

(Wid. S. 341.)

Der Wiener Volksänger ist eine Spezialität, mit nichts anderem zu vergleichen — die norddeutschen Tinkl-Tangel-Sänger sind einfache Coupletsänger, aber keine Typendarsteller — eine Spezialität wie die Braunschweiger Rummel, der Pariser Canconänger, der spanische Stiersechter, der englische Defektiv und die türkische Bastonade. Man findet dergleichen nur in dem speziellen Lande, und es läßt sich nirgends andershin verstehen.

Die Volksängervorstellungen sind also ein echt österreichisches Institut, so viele Wandlungen sie auch schon durchgemacht haben im Laufe der Zeiten, so ist ihr Grundton doch immer derselbe geblieben: Gemütlichkeit, sehr zahme Satire und unverfälschter Humor. Sie leben mit Wien (oder vielmehr mit dessen Vorstädten) im innigsten Wechselverhältnis, und die Vorstädte leben mit ihnen. Der Wiener gibt ihnen das Modell und sie zeigen dem Wiener kein Spiegelbild. Jeder echte Bürger aus der Vorstadt weiß alle Privatverhältnisse seiner Volksänger auswendig, er weiß, welche Paare da verheiratet sind und welche nicht, wann der A. taufen läßt und auf wen die B. eifersüchtig ist. Ihr Repertoire schöpft die Volksänger aus den Morgenblättern und verarbeitet die Begebenheiten auf ihre Weise. Es gibt gemütliche Gewerksleute, die sich ihre Politik fit und fertig vom „Brett“ holen, welches ihnen die Leitartikel vertritt, und sie sind deshalb nicht dummer als mancher hohe Politiker.

Anfangs, vor manchen Jahrzehnten, hießen die Volksänger „Harfenisten“. Das Ding war so ziemlich dasselbe, und der einzige Unterschied besteht darin, daß sich der damalige Sänger mit einer „Harfe“ begleiten ließ, während er sich jetzt einen „Kapellmeister“ hält, welcher ihm auf einem zweifelhaften, durch Wind und Wetter vom täglichen Transporte ständig verstimmt Piano accompagniert. Noch der unsterbliche Raimund machte einen Harfenisten (Nachtrag) zum Helden seines Heerführers „Die gefesselte Phantasia“.

Den Uebergang vom Harfenisten zum Volksänger bildete später Johann Fürst, welcher auch ein Volksstück verfaßte unter dem Titel: „Der letzte Harfenist“. Nach ihm kam eine Zeit, wo die „Volksängervorstellungen“ die männlichen Kollegen verdunkelten und das Repertoire der Bierhallen beherrschten. Da war vor allem die arme, später im Wahnsinn gekommene Mansfeld, eine geniale Gestalt, deren Ruhm weit über Wien hinausdrang und welche sogar Gastspielreisen unternahm. Nach und neben ihr entstanden andere „Typen“, wie die Ulse, welche die Zweideutigkeiten und die kostbaren Toiletten en vogue brachte und bei deren Tode sich kaum ein paar gute Hemden im Kasten vorfinden; dann die Hornischer mit ihrem frischen „Aufmischer“, eine stattliche Erscheinung voll Humor und Uebermut; die Schmeier, welche stets in Männerkostüm sang; dann Amalie Zeidler mit ihrer dunklen Prachtstimm, ihrem feingekleideten Gesicht und ihren verblüffenden Jodeln. Die Zeidler verband sich später, nachdem sie die Gesellschaft Schiefer verlassen, mit Karl Drexler, und in Karl Drexler sehen wir die größte und schönste Veredelung des Wiener Volksängertums. Er gründete eine „Singspielhalle“, welche ihr Hauptgewicht auf heitere Poesien, Liebespiele und hübsche Operetten legte. Die Gesellschaft Drexler — er heiratete später die Zeidler — bedeutete den Zenith des Wiener Volksängertums, da war jede Zweideutigkeit verbannt, jede Verbeugung ausgeschlossen, da lagte der harmlose Uebermut, da wurde der echte Humor gepflegt. Leider starb er zu früh, sein Sohn scheint aber in seine Fußstapfen treten zu wollen.

Heute haben die Volksängervorstellungen notgedrungen dem Zeitgeist nachgeben und vieles vom Chansonettentum und vom Orpheum annehmen müssen — man nimmt auch Gastspiele von Gymnastikern zu Hilfe. Die „stars“ von heute sind die „Fräuleins“ Witzl, Regel und Konforten — während die meisten Firmen noch an die gute Zeit gemahnen, wie Kriehle & Raier, Guschelbauer und so weiter. Neues, Pilantes um jeden Preis muß der Volksänger bringen, und es bietet sich ihm dergleichen auch von allen Seiten an; dem Anschein nach ist das Volksängertum brillanter, feiner, geistvoller, internationaler geworden, ja neulich produzierte sich in der Gesellschaft Kriehle & Raier sogar eine wirkliche Fürstin, die Fürstin Pignatelli, in langer Seidenschleife, mit riesigem Federhäger und „noblen“ Liedern; „Si vous sachiez...“ flötete sie in den Zwiebelndampf eines Rostbratens hinein, der knapp unter ihrer Nase mit lautem Klappern transportiert wurde, und: „Du landest eine Blume mir...“ säufelte sie in unterschiedliche Gläser Abzugshier hinüber.

Es ist dies der Anfang des Endes. Der biedere Tischler wird es bald nicht mehr wagen, bei solchen Produktionen ohne Cylinder zu erscheinen, und in seinem Innern wird es tönen, halb wie Erinnerung, halb wie Sehnen: „Aber auf, auf, auf, auf, auf!“

G. M. B.

## Der erste Schnee.

I.

Die Schule ist aus, jubelnd, jubelnd!  
Und draußen liegt der erste Schnee;  
In dichten Flocken wirbelt er nieder,  
Deckt Blüten und Sträucher und Bäume wieder;  
O diese Lust,  
Jubelnd, jubelnd!  
Da draußen liegt der erste Schnee!

Die kleine Schar stürzt zur Schule herans,  
Das jubelt und lacht und lärmt, 's ist ein Graus.  
Die Händchen haschen den frischen Schnee  
Und kneten ihn eifrig zum Ball — o weh —  
Da kommt schon einer,  
Der zweite folgt nach,  
Jetzt freischt klein Lieschen: „Das schmerzt! Au, ach!“

Und lautes Lachen den Schrei übertönt,  
Das arme Lieschen wird gar noch verhöhnt!  
Wie rot sind die Näschchen, wie lächelt der Mund,  
Wie strahlen die Augen, wie frisch und gesund  
Erscheinen die Kinder;  
Jubelnd, jubelnd,  
Das alles kommt vom ersten Schnee!

II.

Im Kämmerlein sitzt eine junge Frau,  
Vor sich den Spiegel; die Augen blau  
In Thränen gebadet; die zitternde Hand  
Ruht lässig im Schoße, denn ach, sie fand  
Ein weißes Haar, —  
Nein, ein zweites: „O weh!  
Ich werde alt, — 's ist der erste Schnee!“

Da schleicht sich leise der Gatte heran:  
„Was fehlt dir, Lieschen? — Du weinst? — — Sag' an,  
Was dich betrübt; mein süßes Lieb,  
Sag' schnell mir, wo heute dein Lächeln blieb!“  
Errötend sie lacht:  
„Ach, liebster Mann,  
Dies weiße Haar ist schuld daran!“

Da lacht er und küßt die kleine Frau:  
„So eitel, mein Lieschen? Schan' mal, schau,  
Das häß' ich nimmer von dir gedacht; —  
Was doch ein weißes Härchen macht!“  
Nun lachen beide  
Des „O weh!“ —  
„Ein weißes Haar ist noch längst kein Schnee!“

Sally Denrath.

## In der Burgruine.

Erzählung

von

Alfred Schmendorf.

(Nachdruck verboten.)

Sie wird selten besucht, die Ruine Hohenau. Von der üblichen Gebirgsetour, wie sie die Reisehandbücher vorschreiben, liegt sie zu weit ab, und die Bewohner des nahen Fabrikstädtchens erholen sich nach des Tages Mühen lieber in der „Hohen Tanne“, wo es Musik gibt und ein frisches Glas Bier. Allenfalls von Triebach, dem eine Wegstunde entfernten Sommeraufenthalt einiger bescheidenen Beamtenfamilien, verliert sich hin und wieder ein Wanderer hieher.

Und doch ist es so herrlich dort oben in dem tannenumrauten Felsenneße.

Ein tiefer, weihervoller Friede umspinnt den schweigenden Forst und das verfallene Gemäuer, ein süßer, berausender Duft entströmt den alten Linden des Burghofes und drüber her, in der reinen Luft des Gebirges, spannt der Himmel sein dunstfreies, erlösendes Blau. Ein wonniges Gefühl, ein Gefühl, daß es doch beseligende Augenblicke des Kastens in dem wilden Kampf eines Menschenlebens gibt, schleicht sich da oben auch in das gequälteste Herz hinein.

An einem heißen Juliabend lehnte an dem Söller des ephemerumgrünen Turmes von Hohenau eine junge Dame. Das hellgraue Sommerkleid umgab eng anliegend und doch in losen Falten ihre schlank, fast zarte Gestalt, ein breiter, ponceaufarbener Gürtel, der über der linken Hüfte in einer breiten Schleife endete, schloß ihre Taille, als einzigen Schmuck trug sie eine dunkelrote Rose an der jugendlichen Brust. Den leichten Sommerhut hatte sie der Schwüle wegen neben sich gelegt und ihre hellblonden, leicht gewellten Haare leuchteten in den letzten Strahlen der scheidenden Sonne. Schön war sie nicht, dazu fehlte ihren Zügen die Regelmäßigkeit und Fülle und Kraft ihrem Körper, aber mit ihrem feinen, runden Näschen, ihrem koketten Kinn, den lebhaften, beweglichen Augen und vor allem dem durchsichtigen, an die Porzellanfigürchen von Sevres erinnernden Teint bot sie in dem dunklen, mit Wappenschildern geschmückten Söllerbogen ein entzückend liebliches Bild.

Seit einer Stunde lehnte sie dort oben und schaute in das Land hinaus. In weiter, weiter Ferne leuchteten die Türme der Residenz aus grauem Dunst hervor.

Weilten dort ihre Gedanken? Es waren die Türme der Stadt, in der sie lebte und die sie erst vor wenigen Tagen verlassen hatte, um mit den Ihrigen die Gerichtsferien des Vaters in Triebach zu verbringen.

Die Sonne versank hinter dem Keulenberg und aus den Thälern begannen die Schatten emporzusteigen. Ein warmer Wind strich über die Gipfel der Tannen und hob den Duft der Linden bis hinauf zu ihr; in weiter Ferne leuchteten mit Spaten und Hacken die Landleute von den Feldern heim nach ihren Dörfern, der silberne Klang eines Glöckleins durchdrang zitternd die Luft; der Abend senkte sich auf Wald und Flur. Doch die Träumerin schien er nicht zur Heimkehr zu mahnen. Sah sie denn auch die violette Wetterwolke nicht, die im Westen langsam sich erhob? Doch nein, die Türme schienen's ihr ja angethan zu haben, die Türme, die jetzt nur noch wie matte Nebelstreifen vom Horizont sich abhoben.

Da plötzlich fuhr sie auf. Die hölzernen Stufen, die zu dem obern Turmverlies führten, knarrten unter einem leichten Tritt. Unwillkürlich drückte sie mit der flachen Hand die blonden Locken fester an die Stirn und mit der andern ergriff sie ihren Hut. Klopfenden Herzens, aber mit so unbefangener Miene, wie es einem aus süßen Traumbildern emporgeschreckten jungen Mädchen nur möglich ist, den Rücken der Treppe zugewandt, erwartete sie den Ankömmling. Er zögerte nicht lange.

„Guten — aber, Fräulein Mohorn, wie kommen Sie denn hieher?“

Wenn eine Steigerung ihres ersten Schreckens überhaupt noch möglich war, so trat sie jetzt ein, als sie sich umwandte und dem Frager ins Gesicht sah, der übrigens nicht minder über die Begegnung bestürzt zu sein schien.

„Ich, ich komme von Triebach, wo wir seit einigen Tagen wohnen, Herr Rittmeister,“ stotterte sie mühsam hervor.

„Von Triebach? Richtig, ich hatte davon gehört. Und seit wir uns nicht gesehen haben, sind Sie so mutig geworden, daß Sie abends in verfallenen Burgen umher-schweifen?“

Sie tupfte mit dem Taschentuch an ihr Näschen, um die Röte zu verbergen, die ihr in die Wangen stieg.

„Ich bin am Nachmittag gekommen, und es war so schön hier, daß ich an den Heimweg nicht gedacht habe.“

„So hätten Sie also ohne meine Dazwischenkunft vielleicht noch stundenlang hier oben gesessen?“ lachte er. „Nun, diesmal wenigstens, das müssen Sie zugeben, bin ich als Ihr guter Engel erschienen — was sonst nicht immer der Fall zu sein schien.“

Unter dem leisen Spott seiner letzten Worte hatte sie ihre Fassung völlig wieder erhalten.

„Jedenfalls danke ich Ihnen, Herr Rittmeister,“ entgegnete sie ernst, „für die Lehre, die Sie mir gegeben haben. Sie werden mich des Abends nicht wieder in Ruinen finden.“ Sie wandte sich zum Gehen, der Rittmeister vertrat ihr lachend den Weg.

„Ist das mein Lohn, Fräulein Mohorn? Ich klettere in der erstickenden Schwüle des Abends hier herauf, um Sie den nächtlichen Geistern der alten Ritterburg zu entziehen, und Sie sagen: „Danke!“ und laufen davon? Nein, nein, ein Viertelstündchen müssen Sie mich für meine Mühe —“

„Meinetwegen wären Sie nach der Ruine gekommen?“ unterbrach sie ihn. „Sie wußten ja gar nicht, daß ich hier war!“

„Haben Sie nie etwas von Ahnungen gehört, Fräulein Mohorn?“ scherzte er heiter.

„Ah, und Ihre Ahnung sagte Ihnen, daß Sie Ihr Jagdgewehr mitnehmen müßten?“ spottete sie. „Man sollte meinen, Sie hätten eher eine Gule oder einen Uhu hier oben erwartet.“

„Nun, gleichviel; jedenfalls habe ich nicht verdient, daß man vor mir wie vor einem Gespenst flieht. Nicht wahr, Sie bleiben noch ein Viertelstündchen?“ Er bat so herzlich, daß sie einen Augenblick zögerte.

„Fünf Minuten,“ sprach sie lächelnd und sah nach der Uhr. „Mein Gott, schon acht Uhr. Meine Eltern werden sich ärgern.“ Sie lehnte wieder an den Söller und trat an ihre Seite.

Den Linden unten im Hofe entströmte jetzt ein wol-lüstiger Duft, süßer, berausender, verführerischer als zuvor, in diesen Wallungen umwehte er schmeichelnd ihre Stirn und lähmte ihren vernünftigen Entschluß. Wollten die alten Linden sich rächen, daß man sie so selten besuchte, und verlangten sie heute ein Opfer?

Die beiden im Söller unterhielten sich über die gleichgültigsten Dinge, an denen ihre Gedanken keinen Anteil hatten. Plötzlich erhob sie sich, doch fast schien es, als müsse sie sich gewaltsam losreißen.

„Ich muß nun fort; begleiten Sie mich nicht; guten Abend, Herr Rittmeister!“ Sie wollte sich zum Gehen wenden.

Der Wind, der bis jetzt ruhig und gelind über die Tannen geweht hatte, war heftiger geworden, und seine ungleichmäßigen Stöße verkündeten einen Wechsel in der Stimmung der Natur. Der Rittmeister blickte zum Himmel. Die drohende Wand im Westen war näher herangerückt und ihr dunkles Violett hatte sich in ein unheimliches, bleifarbenes Grau verwandelt. Der breite weiße Rand, der sie anfangs scharf von dem Blau des Himmels abgegrenzt hatte, war verschwunden und statt seiner zogen

dünne hellgraue Federwölkchen in langen Streifen ihr auf ihrem ostwärtigen Zuge voran.

„Sie werden vor dem Wetter nicht nach Triebach kommen, gnädiges Fräulein. Das beste wäre, Sie warteten es hier ruhig ab. Im Turmzimmer sind Sie geschützt.“

„Nein, nein,“ erwiderte sie rasch, „wenn ich schnell laufe, komme ich noch trocken nach Haus.“

„Dann müssen Sie mir jedenfalls erlauben, Sie zu begleiten, allein dürfen Sie —“

Ein heftiger Windstoß legte in diesem Augenblick über

die Ruine hin und hüllte die zwei noch auf dem Söller Stehenden in eine wirbelnde Wolke von Sand und zerstäubtem Mörtel. Sie traten rasch in das Turmzimmer zurück. Ein zweiter, noch mächtigerer Windstoß folgte unmittelbar darauf, begleitet von einem dröhnenden, schuß-



Walbnymphen. Zeichnung von Jean Baptiste Greuze. (S. 343.)

artigen Schlag. Der Luftzug, welcher in dem Turmzimmer geherrscht hatte, war plötzlich unterbrochen; der Wind mußte die schwere Thüre unten ins Schloß geworfen haben. Fanny Mohorn sprang eilig die Stufen hinunter. Nichtig! Die Thüre war geschlossen, und sie vermochte

nicht, sie zu öffnen. „Helfen Sie mir, Herr Rittmeister,“ rief sie in großer Erregung hinauf, „die Thüre ist zu und ich finde den Drücker nicht; aber schnell, bitte, schnell!“ Er stieg eilend die Stufen hinunter; unten war es stockfinster. „Wo sind Sie?“ fragte er in das Dunkel hinein.

„Hier, hier, kommen Sie nur!“ antwortete es ihm. Er tappte an ihr vorbei und fand endlich die Thüre.

„Den Drücker habe ich, aber —“

„So öffnen Sie doch, so öffnen Sie doch!“ rief sie ungeduldig.



Eine Selbstsinger-Vorstellung in Wien. Originalzeichnung von K. Gril. (S. 339.)

„Aber er bewegt sich nicht,“ fuhr er ruhig fort, „das Schloß läßt sich nur von außen öffnen.“

„Lassen Sie mich versuchen, Sie verstehen es nicht!“ Ihre Stimme klang scharf und unwillig.

Er tastete sich rückwärts nach der Treppe, von der ein matter Lichtschimmer, von oben kommend, beleuchtete; auf der untersten Stufe, die Hand am Geländer, blieb er wartend stehen. Aus dem Dunkel heraus schien ein leises Stöhnen, ein unterdrücktes Schluchzen an sein Ohr zu dringen.

„Fräulein Mohorn?“ fragte er leise. Keine Antwort. „Fräulein Fanny?“ wiederholte er mit sanfter Stimme. Noch immer keine Antwort. „Wir müssen uns in das Unabänderliche fügen,“ sagte er ernst und bestimmt. „Es bleibt nichts anderes übrig, kommen Sie herauf in das Turmzimmer, wir wollen Kriegsrat halten, wie wir uns in dieser schwierigen Lage am würdigsten zurechtfinden.“ Ein erneuter, krampfhafter Thränenausbruch antwortete ihm.

„So seien Sie doch vernünftig und kommen Sie aus der Finsternis heraus. Ist es denn gar so schlimm, ein Stündchen in einem Zimmer mit einem Ehrenmann zu verbringen? Länger wird's nicht dauern; wenn das Gewitter vorüber ist, wird auch Hilfe da sein.“

„Ich bleibe hier!“ tönte es endlich aus dem Dunkel hervor. Der Klang ihrer Stimme war rau und beilebend. Er versuchte noch einmal, sie zum Verlassen dieses häßlichen Aufenthalts zu bewegen, allein vergeblich.

„Nun, wie Sie denken!“ sagte er ruhig; „ich werde mich oben so gut wie möglich einrichten.“ Dann stieg er langsam die Stufen hinauf.

Das Gewitter war inzwischen näher herangerückt. Schwere Tropfen klatzten auf das Rindendach des Turmes und auf die steinernen Platten des Söllers hernieder. Rings um das alte Gemäuer wogte und brandete der Tannenwald wie ein schwarzes, wild bewegtes Meer; drüber her lagerte eine unheimliche, gelblichweiße Atmosphäre, von Zeit zu Zeit durchzuckt von einem grellen, blendenden Blitzstrahl, dem nach kurzer Pause das Rollen des Donners folgte.

Der Rittmeister hatte sich auf einen Holzklotz gesetzt, den die Arbeiter wohl vor Jahren hier liegen gelassen hatten, als auf Anordnung des Fürsten der Turm mit einem Rindendach und die Fensteröffnungen mit Läden versehen worden waren. Jetzt zündete er sich eine Zigarre an und beobachtete durch die nach dem Söller führende Thüröffnung den Verlauf des Unwetters.

Der Rittmeister von Wenden war eine Erscheinung, wie man sie in den preussischen Kavallerieregimenten häufig antrifft. Eine übermittelgroße, hagere Gestalt mit schmalen, aber stahlharten Schultern, der Kopf etwas nach vorn geneigt, die Beine im Vergleich mit dem Oberkörper viel leicht zu lang, jedoch völlig beherrscht von dem Willen ihres Besitzers, und jede Bewegung maßvoll und ruhig. Von dem wenig schönen Gesicht lohten eigentlich nur die Augen einer Betrachtung. Durch eine fünfzehnjährige Gewohnheit des Befehls erschienen sie, wie die Augen sehr vieler Militärs, allerdings streng, fast kalt, aber bald entdeckte man, daß sie voll ruhiger Klarheit und doch lebhaft und beweglich waren, allen edlen Affekten zugänglich und sie widerstrahlend, keiner Verstellung fähig, so seltsam anziehend und fesselnd, daß man, wenn man mit ihm sprach, von der ganzen langen Gestalt nur noch diese Augen erblickte.

Jetzt, wie er da oben im Turmzimmer saß, in seinem grauen Jagdrock, die Beine übereinandergeschlagen, trugen die hellen blauen Augen einen recht traurigen Ausdruck. Machte er sich doch Vorwürfe, daß Fanny Mohorn durch seinen Leichtsin in ihre unangenehme Lage hineingebracht worden war? Hätte er sie nicht zum Bleiben überredet, sie wäre vor dem verhängnisvollen Windstoß aus der Ruine gelangt und jetzt, wenn auch vielleicht durchnäht, drüben bei den Jhrigen in Triebach. So saß sie nun hier mit ihm allein, stundenlang, vielleicht die ganze Nacht. Und ach, das Schlimmste war: er liebte Fanny Mohorn. Im vorigen Winter hatte sie zum erstenmal die Gesellschaft der Residenz besucht und ihr liebreizendes, anmutiges Wesen hatte ihn sogleich mächtig angezogen. Sie war ihm liebenswürdig begegnet, vielleicht liebenswürdiger als manchem andern. Auf einmal jedoch, ohne daß er einen Grund dafür finden konnte — er glaubte, wie er jetzt darüber nachsann, es sei im März gewesen — hatte sie ihn gleichgiltiger, ja kalt behandelt. Er war ihr gegenüber aufmerksam und zuvorkommend geblieben; da sie jedoch ihn ihre Gleichgiltigkeit ziemlich offen fühlen ließ, hatte auch er sich, um nicht aufdringlich zu erscheinen, zurückgezogen. Er besaß sehr wenig Selbstvertrauen und hatte daher nicht ernstlich nach einem besondern Grund für ihr Benehmen geforscht, im stillen aber immer noch auf eine für ihn günstige Stimmung gehofft; das heutige, von ihm freventlich heraufbeschworene Ereignis schien diese Hoffnung nun in unabsehbare Ferne hinauszuschieben.

Das Gewitter stand jetzt gerade über der Höhenau. Knatternde, prasselnde Donnerschläge folgten unmittelbar heftigen, blendenden Blitzen; ein wellenbrüchiger Regen klatzte und plätschte auf das Gemäuer hernieder und drang, in seine Nebel zerstäubend, durch die Fugen des Daches und die Klinken der hölzernen Fensterverschlüsse in das Turmzimmer hinein. Der Sturm hatte sich vollständig gelegt und der Tannenwald war wieder in sein düsteres Schweigen zurückversunken; nur das gleichförmige Plätschen

des Wassers durchdrang die unheimliche Stille, welche den kurzen Wetterstößen folgte.

Der Rittmeister hatte sich von seinem Sitz erhoben und schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. Ein entseßlicher Gedanke hatte sich plötzlich seiner bemächtigt: „Wie, wenn das Furchterliche sich ereignete, wenn der Blitz in den Turm einschlug? Konnte es eine andere Erklärung für ihr Zusammensein geben als ein verabredetes Stelldichlein? Und trug nicht er dann allein die Schuld, daß ein Flecken das Andenken an das unschuldige Mädchen trübte?“

Ein greller Blitz erhellte den dunklen Raum, ein krachender Donnerschlag folgte unmittelbar darauf. In der kurzen Helle hatte er sie bemerkt. Mit der einen Hand hielt sie den Thürpfosten umklammert, die andere bedeckte die Augen. Er ging auf sie zu, löste sanft ihre Hand von dem Pfosten und führte sie, seinen Arm um ihre Taille gelegt, nach dem hölzernen Stuhl; sie ließ es wortlos geschehen.

Nach den letzten, furchtbaren Donnerstößen, welche Fanny Mohorn zu ihm hinaufgetrieben hatten, war das Wetter so schnell wie es gekommen vorübergezogen. Blitze erhellten wohl noch in rascher Folge die Luft, aber nicht mehr den einsörmig grauen Himmel zackig zerreißen, sondern auf die letzten Nachboten des Gewitters, auf blaue graue Wolken, beruhigende Lichter werfend. Auch die Gemüther der beiden Gefangenen begannen sich zu beruhigen, aber noch wurde kein Wort gesprochen, gerade als ob man sich scheute, nach den erschütternden Minuten, die man gemeinsam durchlebt hatte, irgend eine Trivialität zu sagen, und etwas anderes findet man in solchen Lagen doch nicht.

„Ein böses Wetterchen!“ begann denn auch richtig der Rittmeister das Gespräch, erleichtert, daß er wenigstens etwas herausgebracht hatte.

Sie lächelte unter Thränen.

„Ich fürchtete mich so da unten.“

Somit war denn die Unterhaltung in freundliche Bahnen eingeleitet und begann erst wieder zu stocken, als man den schlimmsten der möglichen Fälle erwog: die ganze Nacht im Turm verbringen zu müssen. Sie war jedoch zuversichtlich Mutes; wenn auch nicht zufällig jemand vorüberkäme, so würden doch ihre Eltern gewiß nach ihr ausschicken, und da sie vom vorigen Jahre her wußten, daß die Ruine ihr Lieblingsplatz sei, zuerst hieher.

Eine kühle, erquickende Luft, von dem kräftigen Geruch der Tannen und des Harzes durchdrungen, war der Schwüle des Tages gefolgt. Durch die dünnen weißen Wölkchen des beruhigten Abendhimmels begannen einzelne Sterne zu schimmern und die soeben noch wild durchtobte Natur lag wieder in tiefem, beseligendem Frieden. Der Rittmeister hatte ihr den Holzsitz auf dem Söller, so gut es anging, bereitet, er selbst stand neben ihr an den Söllerbogen gelehnt.

„Ich habe eine herzliche Bitte an Sie, Fräulein Mohorn,“ unterbrach er plötzlich und unvermittelt ein gleichgiltiges Gespräch, „eine herzliche Bitte, die Sie mir nicht übelnehmen dürfen. Wir sind durch ein seltsames Zusammentreffen heute so wunderbar zu einander geführt worden, daß ein offenes, freimütiges Wort vielleicht zu entschuldigen ist. Was habe ich gethan, daß Sie mir seit einiger Zeit so — wie soll ich sagen? — so förmlich begegnen?“

Schon lange hatte diese Frage auf seinen Lippen gelegen; jetzt, nachdem sie gethan war, atmete er auf, wie befreit von einer drückenden Last. Sie war tief errötet bei dem zitternden Klang seiner Stimme.

„Aber, Herr von Wenden,“ stammelte sie sichtlich verlegen, „ich wüßte wirklich nicht —“

„Seien Sie offen, Fräulein Mohorn,“ bat er herzlich, da sie ihre Worte nicht beendete, „einem Schuldigen muß man die Möglichkeit geben, sich zu rechtfertigen. Ob Sie dann vergeben wollen oder nicht, das bleibt ja noch immer Ihrem Ermessen überlassen; aber sagen Sie mir nur, worin ich geirrt habe.“

Ein heftiger Kampf schien ihr kleines Herz zu bewegen. „Die Taubengeschichte,“ stotterte sie endlich, und als sie zu seinem ernstlichen Gesichte emporblickte, traten zwei kleine, blißende Thränen in ihre Augen.

„Die Taubengeschichte?“ wiederholte er fragend, als habe er nicht richtig verstanden. „Was meinen Sie mit einer Taubengeschichte?“

Sie sah ihn erstaunt an. Wie, war es möglich, jetzt zu lägen, nachdem sie so aufrichtig, so rückhaltlos seine Frage beantwortet hatte? Aber nein, diese ruhigen, klaren Augen kannten keine Verstellung.

„Nun, wenn Sie wirklich nichts wußten, warum fragten Sie mich vor einiger Zeit, ob ich die Tauben geru habe?“

Er sann eine Weile nach.

„Nichtig, das war beim Präsidenten; aber ich verstehe nicht, wie das mit meiner Schuld zusammenhängt; ja, ja, jetzt entsinne ich mich ganz deutlich, Fräulein von Setten hatte mir gesagt, ich solle einmal beiläufig diese Frage an Sie richten, Sie würden mir dann eine sehr lustige Geschichte erzählen. Sie erwiderten, wenn ich nicht irre, die Tauben seien Ihnen zu dumm, als daß Sie sich für sie interessieren könnten; wir wurden dann unterbrochen, und ich habe nie wieder an jene Frage gedacht.“

„Wirklich?“ rief sie freudig, und ihre Augen strahlten im hellsten Vergnügen. „Wirklich, Sie haben nichts gewußt, gar nichts? Nun, dann verzeihe ich Ihnen von

ganzem Herzen, oder vielmehr, Sie müssen mir vergeben, daß ich Sie in ungerechtem Verdacht hatte.“

Sie reichte ihm wie zur Versöhnung die Hand.

„Aber um alles in der Welt, was für eine Bewandnis hatte es denn mit den Tauben?“ fragte er unruhig.

„Das darf ich Ihnen nicht sagen, Herr Rittmeister, nein, nein, auf keinen Fall!“

Sie hatte all ihre Heiterkeit wieder gewonnen und dabei das Sonderbare ihrer Situation und die peinlichen Aussichten für die hereinbrechende Nacht wohl gänzlich vergessen. Sie begann von allen möglichen Dingen zu plaudern und zu scherzen, von dem Thee beim Präsidenten, von Fräulein von Setten, der sie das nie vergessen würde, von kindischen Mädchenstreichen, kurz, von lauter Dingen, die ihm ohne jeglichen Zusammenhang erscheinen mußten.

Doch er bat so dringend, sie solle ihm doch die Geschichte mit den Tauben erklären, daß sie schließlich in der heitern, glücklichen Stimmung, in der sie sich befand, nachgab und, anfänglich stotternd und verlegen, dann aber immer unbefangener, als ob sie zu sich selbst spräche, mehr plaudernd als erzählend, das mysteriöse Rätsel löste.

An einem schönen Frühlingsnachmittag hatte sie in ihrem Garten gesessen, Fräulein von Setten war dabei gewesen und noch einige Freundinnen, lauter junge, übermütige Mädchen. Da seien einige Tauben geflattert gekommen; Fräulein von Setten habe vorgeschlagen, man solle ihnen Brot zuwerfen und jeder von ihnen den Namen eines Herrn aus der Gesellschaft geben; das sei sehr spaßhaft, wie sich die Herren benehmen würden. Eine lange graue Taube habe man von Wenden genannt, und kaum hätten alle ihren Namen erhalten, da sei der lange graue Rittmeister von Wenden aufgeflogen, habe sich erst auf ihrer, Fräulein Mohorns, Stuhllehne niedergelassen und dann sei er ihr sogar auf die Schulter geflattert; nur das schallende Gelächter der Mädchen habe ihn wieder von seinem Sitze vertrieben. Sie habe es bitter bereut, auf dieses thörichte Spiel eingegangen zu sein, denn seitdem sei sie fortwährend mit ihrer Taube gedenkt worden; noch mehr aber sei sie empört gewesen, als der Rittmeister in der Gesellschaft beim Präsidenten die Frage, ob sie die Tauben liebe, an sie gerichtet habe, denn daraus habe sie entnehmen müssen, daß er von der albernen Geschichte gehört habe und so wenig Zartgefühl besitze, daß auch er sie damit aufziehen wolle. „Aber nicht wahr, Herr Rittmeister,“ schloß sie ihre Erzählung, „Sie sagen es keinem Menschen, daß ich Sie selbst in das Geheimnis eingeweiht habe. Ich hätte es ja auch niemals gethan, wenn Sie mich nicht so herzlich darum gebeten hätten.“

Er hatte ihr ernst und schweigend zugehört; mit ihrer harmlosen Geschichte hat sie ihn aufs tiefste gekränkt. Traurig blickte er ihr jetzt in die Augen, die unter seinem Blide sich langsam senkten.

„Und Sie konnten mir wirklich diese Reue zutrauen, Fräulein Mohorn?“

„Sprach nicht alles gegen Sie?“ erwiderte sie, kaum hörbar.

Von Osten her wehte ein frischer Luftzug über die Tannen, leise erzitterten ihre hell umrandeten Wipfel. Er sah auf die Uhr.

„Bereits elf. Heute werden wir vergeblich auf Erlösung harren; es wird kühl, kommen Sie herein, gnädiges Fräulein, ich werde draußen die Wache übernehmen.“

Bei seinen kalt und förmlich gesprochenen Worten erhob sie sich und trat in das Turmgemach, wo er ihr einen Sitz, so bequem, wie es das wenige Material gestattete, zurechtshob. Dann trat er auf den Söller und blickte auf die sanft wogenden Tannen hinunter.

Da plötzlich stand Fanny Mohorn neben ihm.

„Sie sind mir böse, Herr Rittmeister.“ Ihre Stimme zitterte und voll Angst und Erwartung schauten ihre unschuldigen Augen zu ihm auf.

Da ward es ihm mit einemmal klar, wie ungerecht er gegen sie gewesen war, da begriff er, daß sie ja nicht wissen konnte, wie tief sie ihn mit ihrer harmlosen Geschichte gekränkt hatte, daß sie, ein Kind, die überfeine Empfindlichkeit eines Mannes nicht ahnen konnte, der des Mangels an Takt und Zartgefühl einem wehrlosen Mädchen gegenüber beschuldigt worden ist. In dem überströmenden Gefühl seines Herzens ergriff er ihre Hand.

„Fräulein Mohorn, können Sie mir verzeihen?“

Mitternacht ist längst vorüber, doch Hand in Hand und strahlend von unsagbarer Glückseligkeit stehen die beiden noch immer droben auf dem Söller von Höhenau. Wie aus hunderttausend Räucherkerzen steigt der Hauch der Lindenblüten fort und fort zu den Glücklichen empor, wallend, dampfend, triumphierend, gerade als wüßten die alten Bäume, daß dort oben zwei Seelen die weihervollste Stunde ihres Lebens feiern.

Horch, dort den schmalen Waldpfad herauf nähern sich Stimmen. Der alte Mohorn ist's mit Leuten aus Triebach; eilig schreiten sie auf die Ruine zu.

„Vater, Vater,“ ruft es hell vom Söller hinunter, „Vater, ich bin hier, wir konnten nicht hinaus, das Thor ist verschlossen!“ Wenige Herzschläge später liegt sie in seinen Armen. Er kann durchaus nicht begreifen. „Sei nicht böse, Papa, ich erzähle Dir alles. Ach, ich bin ja so glücklich!“

Und glücklich ist sie noch heute, die Gattin des Rittmeisters von Wenden.



Kleine Arbeitsschule für Mädchen.

Osterhasen als Wunderthauel. Zu jenen Vorführungs-künsten, welche eine liebe, zärtliche Mama anwendet, dem kleinen Wildfang das erste Strickzeug interessanter zu machen, gehört vor allem das Wunderthauel. Kleine Fräuleinchen seid ihr, die ihr mit großen, aufgeschlagenen blauen Augen uns verschauern wollt, das erste Wackelstücken für Papa wäre wirklich so rasch fertig geworden, Großmamas Strumpfbänder wären wirklich so lang ausgefallen, daß sich dieselben ordentlich knüpfen lassen, wenn dieses geheimnisvolle Thauel, aus welchem Bonbons und kleine Fingerhüte, Chokoladefinder und Puppenstücken herausfallen, auch nicht dagewesen wäre, euch auf dem Schmel zu Ramas Füßen festzuhalten. Uns Alte täuscht ihr nicht. Wir wissen



genau, daß auch den zärtlichsten Enkelinnen Großmamas Beine eigentlich immer zu dick vorkommen, wenn sie, während die Brüder draußen lustig spielen, ihr ein paar neue Strumpfgürtel stricken sollen.

Es gibt aber nichts Interessanteres, uns darüber zu trösten, als solches Wunderthauel. Welche immer neuen Ueberraschungen zwischen den Fäden, welche kleinen Redereien auf dem Grunde einer Beule, die so beängstigend angeschwollen war, welche köstlichen Erwartungen, bis auch der letzte Faden gelöst ist. Mit welcher Freude wideln wir, größer geworden, dann später selbst solches Wunderthauel, damit die kleinere Schwester Vergnügen an dem Strickstrumpf finde. Ein Muster für solches Wunderthauel bringt unser heutiges Bildchen. Die Herstellung desselben wird den Händen einer kleinen Schwester für ihren Liebling sehr leicht werden, wenn sie nachfolgende Anweisung befolgt. Die Grundlage des Thauels bildet ein runder, polirter Fuß, zu welchem sich die und da auch eine überflüssige Gardinen-rosette eignen wird. In die Mitte dieses Fußes steckt man einen 9 Centimeter hohen Stab, der durch eine zerbrochene Stricknadel ersetzt werden kann. Dieser Stab wird nun durch eine ovale Pappschachtel geschoben, die fein ausgekleidet und mit den kleinen Geschenken gefüllt wird, mit welchen Kleinkindes Fleiß belohnt werden soll. An beiden Enden der Schachtel werden zwei Zahnhöcker aufgesteckt, an welchen später die Chokoladefäden befestigt werden, und ein breites Leinwandband — wie auf Fig. 2 zu sehen — das diese Stäbchen einrahmt, gibt dem Thauel die erste Grundform. Nun beginnt das Aufwickeln der Baumwolle, und zwar wird erst der Stab kreuzweise bewickelt, daß die Form des Gies (Fig. 1) entsteht. Dann wird die Wolle, nachdem man die Osterhasen rechts und links postirt, im Oval der Schachtelform gewickelt. Den leeren Raum zwischen dem Ei und den Haschen füllt etwas grünes Moos aus, in welches kleine Zuckereier in allen Farben zerstreut werden, und ein weiches Marzipan wird dem durchgehenden Stäbchen als Kopf aufgesetzt. Wer macht's nach, ihr lieben Schelme!



Figur 2.



Figur 1.

#### Spiele für Knaben.

Folgt dem Führer. Einer der Knaben wird zum Führer gewählt und die anderen folgen in einer langen Reihe geordnet ihm nach. Der Spaß bei diesem Spiel besteht darin, daß der Führer an alle möglichen unlieblichen Orte, über Hindernisse aller Art: Felsen, Schlagbäume, Schutthaufen, Gräben, durch Moräste und dergleichen beschwerliche Wege führt, wobei jeder Nachfolgende sich so geschickt wie möglich benehmen muß. Die, welche bei dem Kampf mit den Hindernissen hinfallen, müssen sich zuletzt stellen und werden Giel genannt. Das Spiel dauert so lange, bis der Führer es aufhebt oder alle Knaben vollständig erschöpft und müde sind.

Gazette Georgens.

#### Die Waldnymphen.

(Bild S. 340.)

Die Nymphen verkörpern in der griechischen Götterlehre die schaffenden Naturkräfte. Sie waren nach der Vorstellung der Alten durch die ganze Natur verbreitet und hausten überall, wo die Elemente lebendig sich äußern. Je nach der Dertlichkeit, die sie bewohnten, nannte man sie bald Oceaniden, die Nymphen des Oceanos, bald Nereiden, als Töchter des Nereus, des Meerkönigs, bald Najaden, welche die Landgewässer beleben, bald Oreaden, als Berggeister. Der Rumphe, welche unser Bild darstellt, würde man den Namen einer Dryade oder Hamadryade beilegen haben. Sie wohnen im Walde auf den Bäumen und treiben im Mondschein auf dampfenden Waldwiesen, wie in unseren Märchen die Elfen, ihr geheimnisvolles Wesen. Sie sind den Menschen freundlich gesinnt, aber auch geneigt zu allerlei Schabernack und veräulen den, der sie belauscht, durch ihre Anmut und Schönheit. Die bildenden Künstler stellen sie mit Vorliebe dar, besonders diejenigen des achtzehnten Jahrhunderts, welchem auch der Maler unseres Bildes angehört. Greuze war 1725 in Tournus geboren, kam aber schon frühzeitig nach Paris, wo er von nun an bis zu seinem Tode im Jahre 1805 seinen ständigen Aufenthalt nahm. Im Widerspruch gegen die manierirten und sittenlosen Darstellungen seiner Zeit zeichnete er sich durch ungekünstelte Natürlichkeit aus, die vor allem in den dem bürgerlichen Leben entnommenen Stoffen zur Geltung kam. Seine Vorzüge lassen sich indes auch in dem frischen, lebendigen Kopfe nicht verkennen, den wir heute unseren Lesern vorführen.



Die Wappenmottos der achtunddreißig Staaten Amerikas.

Alabama, seit 1819 vollberechtigtes Glied der Union, zuerst 1541 von Fernando de Soto entdeckt, hat als Motto in dem von einem Adler im Schnabel gehaltenen Wappenschild: «Here we rest» („Hier bleiben wir“); eine wörtliche Uebersetzung des indianischen Wortes Alabama. Arkansas, 1836 in die Reihe der Staaten aufgenommen, hat als Motto: «Regnant Populi» („Die Völker regieren“); sein Name ist nach den einen zusammengesetzt aus dem indianischen Worte «Kansas» („rauschendes Wasser“) und der Vorfixe «ar», aus dem französischen «arch» („erz = ganz gehörig“); andere meinen, es sei der Name eines jetzt ausgestorbenen Indianer Stammes. California, 1850 unter die Staaten aufgenommen, welcher ihm den Namen «Caliente fornalla» („heißer Ofen“) gegeben haben soll; wahrscheinlich jedoch ist der Name ein corrumpirter Indianername. In seinem Wappen steht als Devise das griechische Wort «Eureka» („Ich habe gefunden“), wohl eine Anspielung auf seinen reichen Boden und seine Goldminen. Colorado, der jüngste der achtunddreißig Staaten, wurde 1876 als solcher aufgenommen. Sein Name stammt aus dem Spanischen und bedeutet „rot“ oder „gefärbt“. Die lateinische Devise in seinem Wappen: «Nil sine numine», heißt auf deutsch: „Nichts ohne göttlichen Beistand“. Connecticut, einer der Neugland-Staaten, erhielt seinen Namen von seinem hauptsächlichsten Fluß, den die Indianer «Quonektak» („Der lange Fluß“) nannten; sein Motto lautet: «Qui transtulit sustinet» („Er, der uns herübergebracht, hält uns noch in seiner Hand“). Delaware, einer der ursprünglichen dreizehn Staaten, hat seinen Namen von Thomas West, Lord de la Warr, dem britischen Gouverneur von Virginien, der im Jahre 1610 in die Bai von Delaware einfuhr; das Wappen trägt die Devise: «Liberty and Independence». Florida, 1845 unter die Staaten der Union aufgenommen, erhielt seinen Namen von dem Spanier Ponce de Leon, welcher zuerst die von Blumen übersäte Küste betrat und sie die «Blühende» nannte. Das Motto lautet: «In God we trust». Georgia, einer der ursprünglichen dreizehn Staaten, so genannt nach Georg II., König von England, hat als Devise: «Wisdom, justice, moderation» („Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung“). Illinois, seit 1818 vollberechtigtes Glied der Union, hat seinen Namen von dem Indianerstamm, welchen Vater Marquette 1673 vorfand; sein Motto ist: «State Sovereignty and National Union». Indiana wurde 1816 in die Union aufgenommen; sein Name erklärt sich von selbst. Iowa, seit 1846 ein Unionsstaat, hat seinen Namen von den Indianern, welche das Gebiet «Iowa» („schönes Land“) nannten. In seinem Wappen steht in englischer Sprache die Devise: «Wir schätzen unsere Freiheiten und wollen unsere Rechte aufrecht erhalten!». Kansas, seit 1861 ein Unionsstaat; sein Name kommt aus dem Indianischen und bedeutet „rauschendes Wasser“, nach anderen „rauschig, nebelig“. Die Devise im Wappen: «Ad astra per aspera», heißt deutsch: „Durch Mühsal zu den Sternen“. Kentucky wurde 1792 als Staat in die Union aufgenommen; sein Name wird von den einen aus den indianischen Worten «Kain-tuck-e», das heißt „an der Spitze eines Flusses“, von anderen aus den Worten «Kain-tuck», das heißt „der düstere, blutige Boden“ (wegen der blutigen Kämpfe zwischen Indianern und Weißen) hergeleitet. Sein Wappen trägt in englischer Sprache die Devise: «Vereiniget stehen wir — getrennt fallen wir». Louisiana, seit 1812 vollberechtigter Staat der Union, erhielt seinen Namen 1683 von dem Franzosen La Salle, der das Gebiet zu Ehren des damaligen Königs Louis XIV. so nannte. Sein Wappen hat die Inschrift: «Justice, Union and Confidence». Maine, 1820 von Massachusetts abgetrennt, erhielt seinen Namen zu Ehren der Gemahlin König Karl I., welche eine Herzogin von Maine war. Das Wappen trägt die lateinische Ueberschrift: «Dirigo» („Ich leite“). Maryland, einer der dreizehn ursprünglichen Staaten, erhielt seinen Namen von Karl I. im Jahre 1632 zu Ehren der Königin Henrietta Marie. Diese Jahreszahl befindet sich auch im Wappen des Staates, welches noch die lateinische Inschrift trägt:

«Crescite et multiplicamini» („Wachset und mehret euch“). Massachusetts, einer der Neugland-Staaten, leitet seinen Namen aus dem Indianischen her, wo er bedeutet: „Um die großen Hügel herum“. Sein Wappen enthält die lateinische Devise: «Ense petit placidam sub libertate quietem» („Mit dem Schwerte trachtet er nach der von der Freiheit gebotenen süßen Ruhe“). Michigan wurde 1837 in die Reihe der Unionsstaaten aufgenommen. Sein Name ist zusammengesetzt aus den indianischen Worten «mit-chi» („groß“) und «saw-ye-gan», das letztere ein Chippewaiwort für „vergleichen“; oder aus den Worten «mit-chi» („groß“) und «sagiegan» („See“). Ueber die lateinische Devise in seinem Wappen: «Tuebor» („Ich werde beschützen“), breitet ein Adler seine Schwingen; sein Motto ist: «Si quaeris peninsulam amoenam, circumspice» („Wenn du eine liebliche Halbinsel suchst, so sieh dich hier um“). Minnesota trat 1851 in die Reihe der Unionsstaaten; sein Name stammt aus dem Indianischen und bedeutet „himmelfarbenes Wasser“. Die Devise in seinem Wappen: «l'Etoile du Nord» („Nordstern“), erinnert noch an seine ersten Ansiedler französischen Ursprungs. Mississippi, seit 1817 ein Unionsstaat, hat seinen Namen von dem Vater der Ströme, dessen Name indianisch ist und «Miche-Sepe» („großes Wasser“) bedeutet. Missouri, seit 1821 Glied der Union, heißt „Schwammstrom“. Sein Wappen trägt die lateinische Devise: «Salus populi suprema lex esto» („Das Wohl des Volkes soll das höchste Gesetz sein“). Nebraska, seit 1867 in die Reihe der Staaten aufgenommen, hat seinen Namen aus dem Indianischen, wo er „Wasserschiff“ bedeutet. Seine Doppeldevise lautet: «Popular Sovereignty» und «Progress». Nevada wurde 1864 als Staat zugelassen. Sein Name ist spanischen Ursprungs und bedeutet: „Das beschneite Land“. Sein Motto ist: «Volens et potens» („Willig und fähig“). New Hampshire, einer der alten Neugland-Staaten, so genannt nach einer der sechs südlichen Grafschaften Englands. New Jersey, einer der dreizehn ursprünglichen Staaten, so genannt zu Ehren von George Carteret, Gouverneur der normannischen Insel Jersey. Sein Motto ist: «Liberty and Prosperity». New York, einer der dreizehn ursprünglichen Staaten, erhielt seinen Namen zu Ehren des Herzogs v. York, welchem das Land 1664 von der Krone England geschenkt worden war. Sein Wappen trägt die lateinische Inschrift: «Excelsior» („Immer höher!“). Nord-Karolina, 1785 von Walter Raleigh entdeckt, so genannt zu Ehren Karls IX. von Frankreich. Ohio, seit 1802 Unionsstaat, leitet seinen Namen aus dem indianischen «O-hee-yuh» („schöner Fluß“) her; in seinem Wappen steht die lateinische Devise: «Imperium in imperio» („Ein Reich im Reiche“). Oregon, 1859 als Staat aufgenommen, hat seinen Namen vom spanischen Wort «Oregon», welches die Pflanze bedeutet, die in großer Menge an der Pazifikküste wächst. Pennsylvania, einer der dreizehn ursprünglichen Staaten, hat seinen Namen nach William Penn, dem Gründer von Philadelphia, und trägt in seinem Wappen die Devise: „Jugend, Freiheit und Unabhängigkeit“. Rhode-Island, einer der dreizehn Staaten; sein Name ist eine Verdrehung der holländischen Worte «Roode Island» („rote Insel“), so genannt von den holländischen Kaufleuten wegen der großen Menge von Freihändlern, die an den Ufern wuchsen. Sein Wappen besteht aus einem Anker auf offener See mit der Devise «Hope». Tennessee, 1796 als Staat aufgenommen, leitet seinen Namen aus dem Indianischen her, wo er „Fluß mit der großen Krümmung“ bedeutet. Sein Motto ist: „Landwirtschaft und Handel“. Texas, seit 1845 ein Unionsstaat; sein Name ist einem aztekischen Worte entnommen und bedeutet „nördliches Land“. Vermont, 1791 als 14. Staat in die Union aufgenommen, hat seinen Namen vom französischen «Verd mont» („grüner Berg“), eine Anspielung auf die grüne Bergseite, welche Vermont durchzieht. Sein Wappen trägt die Devise: «Freedom and Unity». Virginien, einer der dreizehn ursprünglichen Staaten, erhielt seinen Namen zu Ehren Elisabeths, der angeblich „jungfräulichen“ Königin von England. Das Wappen trägt über den zerbrochenen Zeichen der Königswürde die Devise: «Sic semper tyrannis» („So ergehe es immer den Tyrannen“). West-Virginien, 1862 von Virginia abgetrennt, hat in seinem Wappen die Worte: «Montani semper liberi» („Bergbewohner sind immer frei“). Wisconsin, seit 1848 vollberechtigter Staat, leitet seinen Namen vom Fluß Wisconsin und dessen indianischer Bezeichnung «mossconsin» („wilder, stürmischer Fluß“) her. In seinem Wappen steht die Devise „Vorwärts“.

#### Kampf ums Dasein unter den Bäumen.

Man hat neuerdings an vielen Orten die Wahrnehmung gemacht, daß in den Wäldern gewisse Holzarten in spontaner Weise die anderen verdrängen und sich ausschließlich des Bodens zu bemächtigen suchen. So hat man zum Beispiel in Dänemark an gewissen Dertlichkeiten gefunden, daß die Kadelhölzer die Eichen und Buchen, an anderen Stellen die Laubbölzer das Kadelholz zu verdrängen suchen oder teilweise schon verdrängt haben. So hat man namentlich in Frankreich in der Sologne, einem verlassenen Landstrich in der Nähe von Blois, ganz eigentümliche Beobachtungen gemacht; man hat dort vor etwa dreißig Jahren die Aufforstung der Heide- und Strecken begonnen und Ectiefeln und gewöhnliche Kiefern gepflanzt; als man nun nach Verlauf von etwa fünfzehn Jahren diese dichten Kulturen von Kiefern etwas lichte, sah man dazwischen Eichen aufgehen, die man nicht gepflanzt hatte, und als später die Kiefern abgetrieben wurden, sah man sie auf ganz natürliche Weise durch dichten Buschwald von Eichen ersetzt. Nun ermittelte man aus geschichtlichen Quellen, daß jener Landstrich in früheren Zeiten mit ungeheuren Eichenwäldern bedeckt war. Ein ähnlicher Kampf zwischen den Bäumen ist auch anderwärts beobachtet worden, und es dürfte sich der Mühe lohnen, dieser Erscheinung eine größere Aufmerksamkeit von Seite der Botaniker und Forstleute zuzuwenden und die hierauf bezüglichen einzelnen Thatfachen aus verschiedenen Ländern, namentlich in Europa und Asien, zu sammeln und zusammenzustellen. In Graubünden zum Beispiel verdrängt die Kiefer und die Fichte überall die Lärche, und im Jura droht die Kiefer über die Lärche die Oberhand zu behalten. Man behauptet, daß in der Schweiz im allgemeinen die Eichen oder Rothbuche die Eiche, Tanne und Birke verdrängt habe, denn man findet diese Bäume nur dünn gepflanzt und in einem verkümmerten Zustande. In Preußen soll die Kiefer die Eiche und Birke ersetzen. In den russischen Kadelwäldern gewinnen Birke und Eiche immer größere Verbreitung, und in den sibirischen Kiefern- und Fichtewäldern verdrängt die Birke allmählich die ursprüngliche Baumvegetation.

## Charlotte, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe.

Prinz Wilhelm, der präsumtive Thronfolger Württembergs, hat vor kurzem das ganze, seinem Königshause so treu anhängliche Schwabenland mit der Nachricht seiner Verlobung aufs freudigste überrocht; aus der Residenz wie aus den entlegenen Ecken des Landes sandten Behörden und Volk dem leuchtigen jungen Prinzen ihre aufrichtigsten, innigsten Glückwünsche, und auch für das weitere deutsche Vaterland ist diese Verlobung nicht ohne Interesse, so daß unsere Leser es uns Dank wissen werden, wenn wir das Bild der hohen Braut ihnen vorführen.

Die Eltern der Prinzessin Charlotte sind der Prinz Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, Bruder des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, und die Prinzessin Mathilde Amalgunde von Anhalt. Die hohen Herrschaften residieren im Sommer auf Schloß Ratiboritz bei Stalitz, im Winter auf Schloß Radob, dem alten Herrensitze der Piccolomini. Die Herrschaft des Prinzen, auf deren weitem Distrikt die eisernen Wärfel des weltbewegenden Jahres 1866 fielen, dehnt sich im Norden aus bis zur preussischen Grenze und südlich hinab bis über Schwirnschädel und zeichnet sich durch eine feltene Blüte aus, seit ihre Schloßherren, Wälder und Auen sich der rastlosen Leitung und weisen Pflege ihres jetzigen Herrn erfreuen.

Prinzessin Charlotte entfaltete sich als erstes Kind von neun Geschwistern zu beständigem Adel und Liebreiz einer nahezu klassischen Erscheinung, sowie zu imponirender Klarheit und Festigkeit des Wesens. Vortreffliche Lehrer leiteten ihre geistige Bildung, welche auch das an Höfen gewohnte Maß noch bedeutend übertrug. Ihre zahlreichen Informanten (denn der Prinz hatte circa acht Lehrkräfte zum Unterricht der jungen Prinzen und Prinzessinnen in seinen Dienst gezogen) blieben dieselben von ihrer Kindheit an, so daß ihrer Bildung zunächst der schöne, durch nichts zu erreichende Vorzug einer ruhigen Stetigkeit der Entwicklung zu teil ward. Ihre religiöse Bildung erhielt die Prinzessin von dem als Konzeptionslehrer wie Lehrer



Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe,  
Braut des Prinzen Wilhelm von Württemberg.

gleich ausgezeichneten reformirten Pfarrer v. Rafz, den sonstigen geistigen Unterricht von ihrem Erzieher Kolling, einem durch seine Vielseitigkeit, durch reiche literarische, vor allem ungewöhnliche geschichtliche und naturwissenschaftliche Kenntnisse hervorragenden Gelehrten. Andere Professoren leiteten der Prinzessin musikalischen und Zeichenunterricht. In beiden Künsten erlangte die hohe Schülerin eine sichere, prunklose, allem leeren Paradiesen feindliche Virtuosität. Ueber den musikalischen Abenden im Radobers Schloß, an denen unter persönlicher Anteilnahme der Prinzessin Beethoven'sche Symphonien achthändig zum Vortrag kamen, ruhte eine schlichte, künstlerische Weihe. Aber nicht nur in den musikalischen Künsten excellirt die Prinzessin; mit derselben Grazie, mit der sie den Flügel beherrscht, weiß sie ihren Zelter zu führen und das feurige Gespann ihres Klabriolets zu meistern. Dabei befaßt sie ein hohes Interesse für die deutsche Literatur, und ein Land, das so viele unsterbliche Dichter geboren hat wie Württemberg, darf sich auch dazu Glück wünschen, daß eine Prinzessin keinen Thron zu besteigen berufen scheint, die durch so hohe Liebe, klares Urtheil und feines Verstandnis für die literarischen Erscheinungen und das literarische Leben der Gegenwart ausgezeichnet ist.

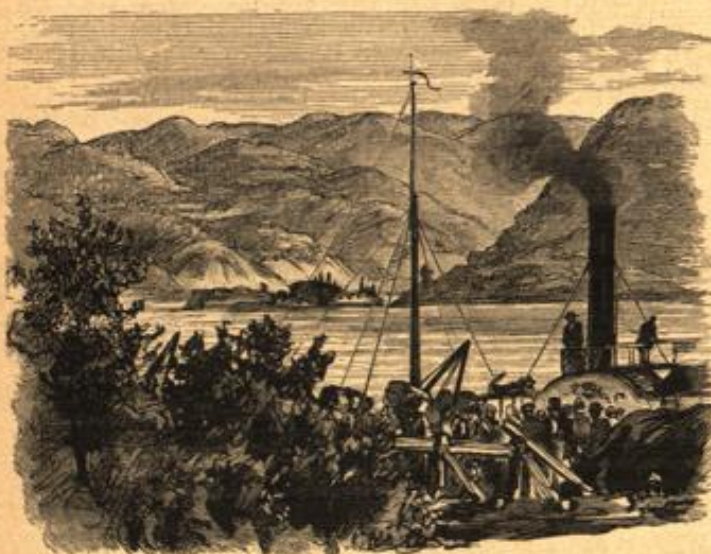
Wöge die hohe Braut freudigen Einzug halten in das schöne, „allweg gute“ Württemberg, wo sie sicher Glück und Zufriedenheit an der Seite des ritterlich edlen Prinzen finden wird.

## Sinnprüche.

In großen Situationen entscheidet Charakter mehr als Wissen.

Anstatt zu klagen, daß die Rosen Dornen haben, Freude sollst du haben, daß der Dornstrauch Rosen trägt.

Was man erscheint, hat jedermann zum Richter, was man ist, keinen.



## Ein Besuch auf Adah-Kaleh.

Von  
Paula Lenz.

(Nachdruck verboten.)

Wie emporgehoben von Vater Danubius' Armen, die romantische Gegend ringsum zu schauen, liegt unterhalb des Städtchens Orjowa mitten im wild dahin rauschenden Strome die Insel Adah-Kaleh, die, selbst flach und unscheinbar, einen desto herrlicheren Blick auf die hochragenden Uferberge gewährt.

Die gigantischen, zerklüfteten Formen sind in das mildernde Gewand dichter Wälder gekleidet, welche jene majestätischen Gipfel krönen und, tief herabreichend, ihren dunklen Saum von den Wellen beipfeifen lassen.

Aber nicht nur in landschaftlicher, sondern auch in historischer Beziehung ist die kleine Insel interessant.

Daß das nabeliegende Orjowa schon unter den Römern ein an Bevölkerung und Wohlstand bedeutender Ort war, ist durch daselbst gefundene Tempelreste, Mosaiken, verstümmelte Götterbilder, Sarkophage, Leinwandziegel und Münzen genügend bewiesen.

Zur Provinz Dacien gehörend, sah die Insel die großen Kriegsthaten der Feldherren Trajans in seinem ersten Kriege an der unteren Donau, 101 bis 104 n. Chr., an sich vorüberziehen, sah in ihrer Nähe dessen Friedenswerke: Straßen und Brücken erbauen, die besonders in Anbetracht der primitiven technischen Hilfsmittel damaliger Zeit noch ruhmreicher sind, und deren ehrwürdige Reste die heutige Generation noch bewundert.

Nach dem Untergange der römischen Civilisation beginnt jener Teil der Weltgeschichte, welcher ähnlich dem innersten afrikanischen Kontinente der dunkle Teil genannt wird, und welchen man als Völkerwanderung bezeichnet.

Jene Gegenden hatten zu dieser Zeit besonders unter den barbarischen Eroberungszügen der Hunnen, Tataren, Bulgaren und ähnlicher halbwildler Völkerrassen zu leiden, bis sie um Mitte des neunten Jahrhunderts Arpad an sich riß, um sie dem ungarischen Reiche einzuverleiben.

Nach verhältnismäßig kurzer Ruhe begann abermals ein blutiges Ringen um diesen europäischen Schlüsselpunkt im Osten, als die turanischen Reiter unter Sultan Bajazid zum erstenmale ungarischen Boden betraten und die Reihe der für die österreichische Monarchie so verhängnisvollen langwierigen Kämpfe zwischen Kreuz und Halbmond eröffneten.

Eine bestimmte militärische Bedeutung erhielt die Insel erst unter Leopold I. Regierung, wo sie zur Festung erhoben, mit weitläufigen, für das derzeitige System tadellosen fortifikatorischen Anlagen bedacht und Neu-Orjowa getauft wurde.

Obwohl durch General Heister im Jahre 1689 in Verteidigungszustand gesetzt, verchanzt und mit Palissaden versehen, gelangte sie doch bald wieder in Besitz der Türken, und erst durch den Passarowitzer Frieden, 21. Juni 1718, fiel sie wieder an Oesterreich unter Karl VI., der ihr die Gestalt gab, die sie, den Unterschied des Alters und der Verhältnisse abgerechnet, heute noch trägt.

Unter dem Festungskommandanten Oberst von Kronberg hatte die Festung eine harte Belagerung zu bestehen und mußte endlich samt dem gegenüber gelegenen Elisabethfort kapitulieren, wenn auch mit Bedingung des freien Abzuges der Garnison. Der nach erfolglosem Feldzuge am 18. September 1739 zu Stande gekommene Belgrader Friede überlieferte nun auch formell Neu-Orjowa an Sultan Mahmud I.

Das erwähnte Fort, auf dem östlichen Gipfel des Berges Alion gelegen, von General Hamilton 1736 erbaut und zu Ehren der Gemahlin Karl VI. Elisabethfort genannt, ist wichtig für die Geschichte der Insel, die unter Josef II. persönlicher Leitung durch General Laudon 1789 belagert und nach hartnäckigem Widerstande erst 1790 genommen werden konnte. Das Genie Kaiser Joseph erkannte die große strategische Bedeutung der Festung. Die Nacht, welche sie mit dem Elisabethfort und den Uferbefestungen zugleich befaß, wäre Herr des ganzen großartigen Stromverlaufs gewesen. Wie so viele wertvolle Ererbschaften des großen Monarchen, ging auch diese geringere nach seinem Tode dem Lande verloren, er selbst erlebte das Ende des Krieges nicht mehr, und sein Bruder Leopold hat die Insel im Frieden von Sistow, 4. August 1791, der Türkei zurückgegeben. Von nun an erhielt sie den Namen Adah-Kaleh, das ist Inselfestung, und 100 Mann Besatzung, die selbst in bewegten Zeiten nicht vermehrt wurde.

Im Jahre 1835 besuchte Feldmarschall Roltke, damals als Hauptmann im Generalstab, den Kommandanten der Inselfestung, Osman Pascha, und schildert diese Episode, sowie die ärmlichen Verhältnisse und elenden Zustände unter dieser Herrschaft recht launig in seinen türkischen Reisebriefen.

Während durch siebenundachtzig Jahre ununterbrochen die Flagge des Sultans auf den Festungswerken Adah-Kalehs wehte, war in echt orientalischer Weise nichts fleißiger als der nagende Zahn der Zeit, und die einzige Leistung der Moslems auf der Insel war die Umwandlung des ehemaligen Franziskanerklosters in eine Moschee, des Glockenturmes in ein Minarett.

Rings umgeben von durchaus christlicher Bevölkerung,





durch weite Strecken mit primitiven Kommunikationsmitteln, vom Mutterlande getrennt und außer allen Beziehungen mit demselben, durch den Verfall ein Typus und durch die Armut eine Karikatur orientalischen Glanzes, war der Wert der Insel für die Pforte schon längst illusorisch, und so vollzog sich die Besetzung derselben durch die Oesterreicher am 25. Mai 1878, während sich die allgemeine Aufmerksamkeit wichtigeren Ereignissen zuwandte, ganz ohne Aufsehen. Unter der letzten türkischen Besatzung befand sich ein alter Soldat, Fazıl Sadi, der 1849 die ungarischen Flüchtlinge Kossuth, Moriz Perczel, Batthyani, Dembinski, Meszaros, Biskö und Graf Kazmer auf türkischen Boden geleitete.

Für Touristen, welche die Naturwunder des „Eisernen Thores“ kennen lernen wollen, ohne ihre Reise bis nach dem Orient auszudehnen, oder für Badegäste aus Herkulesbad bei Rehavia ist Ada-Kaleh eines Besuchs wert und leicht zu erreichen. Von Herkulesbad in längstens anderthalbstündiger Wagenfahrt durch das reizende Ezerthal, von Orjowa aus in dreiviertelstündigem Spaziergange, gelangt man an die Ueberfahrtsstelle, wo nächst einem Zollhäuschen sich einige Kähne mit je zwei Türkenjünglingen befinden. Wir bestiegen einen der Kähne und wurden trotz kräftigem Stromaufwärtsrudern im Eisenbahntempo durch die an dieser Stelle sehr breite, tiefe und

bilden bunte Reihen, deren einzelne Glanzpunkte Tabakläden und Kaffeehäuser sind. In eines der letzteren treten wir ein. Das internationale Wort Kaffee, welches in der ganzen zivilisierten Welt, also auch auf Ada-Kaleh dieselbe Bedeutung hat, wurde von dem Eigentümer verstanden, und er machte sich sogleich an die wohlbekannte türkisch nationale Zubereitung desselben, da er zugleich als Koch und Kellner in seinem lokale figurirt und alle diese Dienste ohne Eile und Anstrengung versehen kann. Die Kaffeetische — das Wort Kaffeehaus ist in diesem Falle Ironie — gleicht in ihrer Einrichtung den winzigsten Bauernwirtschäuschen in den Alpen; sie enthält außer dem offenen Feuer im Hintergrunde gewöhnlich zwei lange Tische, an der Wand mit Holzbänken, an den freistehenden Seiten mit Stühlen — Geschwistern antiker Küchensessel — umgeben. Fußboden und Möbel sind aus rohem Holz, ohne Anstrich, aber leidlich reinlich, und die Wände mit bunten Gekretondecken belegt.

Angenehm berührt die Vorliebe der Bewohner für Blumen; obgleich der Tisch wie bei einem Diner oder bei den Bauern gelegentlich einer Hochzeitsfeier schon mit mehreren Bouquets geschmückt war, wurde bei unserem Eintreten sogleich ein frisches hinzugefügt. Das Leben und Treiben, welches man durch die kleinen Fensterchen beobachten kann, macht in seiner behaglichen Ruhe demselben Eindruck, den die Augen

dieses niemals eilenden Volkes in unserer Seele hinterlassen, des Schläfrigen und Träumers, welcher durch den Mangel an Fuhrwerk und dadurch bedingte verhältnismäßige Stille noch verstärkt wird. Die einzigen christlichen Bewohner der Insel sind die österreichischen Soldaten und wenigen Offiziere, die in einer Kantine speisen, welche von einer Witwe aus Orjowa gehalten wird. Die jetzige Bevölkerung ist arm und lebt größtenteils vom Tabakhandel, böse Zungen nennen es Tabaksmuggel. Daß die Offiziere unter diesen Verhältnissen für ihre freie Zeit in Ada-Kaleh keine Verwendung haben, ist einleuchtend, sie bringen sie deshalb meist in dem durch die kleine Ueberfahrt so leicht erreichbaren Orjowa zu, das als große Dampferstation doch mehr Zerstreuung bietet. Ein Hauptausgangspunkt der Fensterplätze großstädtischer Kaffeehäuser, vorüberwandelnde Damen, fehlen im Straßenleben der Insel gänzlich; ich habe nur Männer aller Altersklassen, Mädchen unter zwölf Jahren, und größtenteils blonde Kinder gesehen, die, mit geringen Unterschieden in Stoffen, Farben und Mustern, fast gleich gekleidet erscheinen. Sehr beliebt ist besonders für Herrenbeinkleider ein weißgrundiger, mit rosa Ramage überzogener Siebenundzwanzigkreuzer-Cretonne, der in Wien vor Jahren einmal Mode war und, in den meisten Fällen dünn und verblüht, mehr einem Wäschegegenstand als einem Kleidungsstücke gleicht. Das plötzliche Erscheinen einiger so gekleideten Ada-Kaleher in der Residenz würde bei der Polizei Bedenken, bei den Damen Schrecken erregen.

Unser Kaffee ist einstweilen fertig geworden und wird in Moccataffen und auf einem Tablett servirt, das von dem echt türkischen Handelszentrum Wien bezogen ist. Nur gegen das wahrhaft Gute sträuben sich diese Barbaren, und statt den üblichen mikroscopischen Wiener Kipfeln erhielten wir ein kulinarisches Produkt, welches aus arabischem Gummi, wenig Mandeln, sehr viel Zucker und einem Parfüm bestand, der zur Seife ganz brauchbar ist, dessen Verwendung zu Kaffeegebäd man aber nur als Bosheit bezeichnen kann. Durch einen nachahmenswerten Preis wieder verlohnt, statteten wir dem Tabakgeschäft gegenüber unsern Besuch ab. Der Inhaber des Geschäftes, ein klein in schwarz und rote Seide gekleideter würdiger Mann, der sich fähig mit den verlockendsten Schildern aller Tabakhandlungen messen kann, erhörte sogleich meine Bitte, eine türkische Frau

Mit der Front dem Garten zugekehrt und mit einer Veranda geziert, an welcher riesige Spaliertrauben gezogen waren, erinnerte mich das kleine Häuschen lebhaft an eine Landwohnung, nur ließ es den durch hohe Mauern beschränkten Blick in weitere Ferne vermissen. Der auf der Veranda lauernde, still seine Kargheit rauchende alte Schwiegervater meines Begleiters gab mich der orientalischen Wirklichkeit wieder und ließ sich in seinem Kei durchaus nicht stören, als wir an ihm vorüber in den kleinen Vorraum traten, der außer einigen Matten keinerlei Einrichtung hatte. Da mein Führer merkte, daß seine Gattin nicht im Hause war, so klopfte er laut in die Hände, worauf die herbeiappellirte Dame erschien. Genau so gekleidet, wie ihr Herr und Gebieter, hatte sie nichts mehr um, als den Schmuck, der in großen, alt ungarischen goldenen Ohrgehängen und einem mehrreihigen Goldmünzencollier bestand. Die Holzpantoffeln, welche sie im Garten trug, legte sie vor dem Eintritt in das Haus ab. Frau Eminah mochte vielleicht zweiunddreißig Jahre zählen und war, obgleich Mutter von fünf Kindern, immer noch schlank und zierlich gewachsen. Das schwarze Haar, welches, augenscheinlich ungekämmt, in verworrenen Strähnen herabhängte, war in ein vorne bundartig gewundenes, rückwärts in einen langen Zipfel über den Nacken hängendes Kopftuch gefaßt. Der Leib sah mehr nach Wind und Wetter, wie nach Haremsluft aus, und die braunen Augen sahen mich mit unbefangener Fremdblicklichkeit an. Sie übernahm es nun, mir die Honneurs zu machen und sich, so gut dies eben ging, durch Zeichen zu verständigen. Zunächst führte sie mich geradeaus in die Küche. Die Gerichte, welche in derselben bereitet



werden, können nur sehr einfacher Art sein, denn außer zwei großen Höhlungen zu offenem Feuer enthielt sie bloß Dinge, die mehr Zierat als Gebrauchsobjekte waren, wie große Metallplatten, schön gefornnte Majolika, Krüge und Schüsseln, türkische Moccataffen, verschiedene Wiener Porzellanwaren und so weiter. Vom Vorraum links ging eine Thüre in den einzigen anständigen Wohnraum der großen Familie, welcher Salon, Rauch-, Schlafzimmer, kurz, alles in seiner einfachen Einrichtung vereinigte und allen Funktionen des täglichen Lebens dienen mußte. Die niedrig gepolsterten Bänke, welche an drei Seiten die Wände entlang liefen, waren mit weiß überzogenen Kissen und verschiedenen Decken belegt. Ich wurde eingeladen, auf einer mit türkischem Baummollstoff teilweise bedeckten, bunt bemalten Holztruhe Platz zu nehmen. Gegenüber befand sich ein Vorhang, der einen alloverartigen Raum vom Hauptgemach schied. Durch diesen Vorhang Frau Eminah, um bald darauf als echte Tochter des Morgenlandes, in Gold und violette Seide gehüllt,



reisende Donau abwärts, an die Landungsstelle der Insel befördert. Zunächst erblickt man nur von dicken Ziegelmauern begrenzte Viehweiden und wird von dem Führmann stillschweigend durch mehrere düstere Thore und lange, von Festungswerken zu schmalen Gängen eingeeengte, schmutzige Wege in den Bazar geführt. Wer da etwas von türkischer Bauart zu sehen erwartet, wird gewaltig enttäuscht, da die Türken dalebst nichts gebaut haben und die österreichischen Bauernhäuser bewohnen, deren Einrichtung nur ihren Lebensgewohnheiten etwas angepaßt ist. Für uns äußern sich diese zunächst in den offenen Geschäften, Buden, die sehr vielseitig aussehen, aber außer goldgestickten, wirklich türkischen, ganz preiswürdigen Pantoffeln nichts enthalten als Wiener Industriewaren primitivster Qualität, die aber in den modernen Kreuzerbazaren der Reichshauptstadt gleich dieser orientalische Bazar, die menschliche Staffage ausgenommen, mehr einer Markthalle ohne geordnetes System, deren Bedachung der freie Himmel ist. Fleischer, Brot- und Feinbäcker, Gemüse-, Obst- und Geflügelhändler, überhaupt Geschäfte, die ausschließlich dem täglichen Bedürfnis dienen,

in ihrer Häuslichkeit kennen zu lernen, und hat mich, zu warten, bis der junge Mann, welchen er sogleich mit den nötigen Anweisungen fortgeschickt hatte, mich abholen würde. Ich hatte unterdessen Ruhe genug, einen mit der Regelmäßigkeit einer Maschine tabakschneidenden Eingeborenen, verschleierte Käufer und das Stilleben im Laden zu betrachten, doch ließ mich mein Begleiter nicht allzu lange warten und führte mich zwischen den schon erwähnten hohen Mauern und Thoren in labyrinthischen Windungen, dann einige Minuten das freie, freundliche, obgleich schmutzige Ufer entlang, zu einem niedrigen, allerschwachen Holzportchen, öffnete das Heiligtum mit seinem Schlüssel, und wir standen mitten in einer blühenden Wildnis. Rosen, Nelken, Verbänen, Mais, Kürbisse und Melonen, Zier- und Nutzpflanzen, wirt durcheinander wuchernd, gaben der Vegetation jenen Charakter der Ueppigkeit, welcher das Banat auszeichnet, und selbst auf dieser kleinen Insel zu einigem Wohlstand führen mußte, wenn der Boden mit Fleiß und Intelligenz bearbeitet und nicht durch Befestigungen und wahrscheinlich auch durch Besitzverhältnisse in winzige, schachbrettartige Parzellen verteilt wäre.



wieder zu erscheinen. Sie trug Feiertagsstaat, der ihrem Glauben nach dem Freitag zukommt. Beinkleider, eine kurze Jacke und darüber einen weiten, schleppenden Ueberwurf, der unseren Schlafrocken nachgebildet und modernisiert schien. Das jüngste, blonde Mädchen brachte einen frisch gepflückten Blumenstrauß, den Frau Emineh geruchlos band, und die ganze Familie geleitete mich bis zur Gartentür.

Der Mann führte mich nun in das nicht weit davon gelegene ähnliche Haus seines Milchbruders, der, offenbar von meinem Kommen unterrichtet, gerade beschäftigt war, mit rührender Galanterie in meinem Interesse seinen kleinen Garten der schönsten Blüten zu berauben. Die Frau dieses Hauses, eine Rumänin, hatte ihren Gatten eines ihrer Verehrer wegen verlassen, wie er mir mit naiver Offenherzigkeit erzählte, während er mich mit Roca bewirtete. Auch er suchte das möglichste zu meiner Unterhaltung beizutragen — in seinem gebrochenen Deutsch, mit stark ungarischem Accent, verständigten wir uns ganz gut — und kramte zu diesem Zweck die zurückgelassenen Schätze seines undankbaren Flüchtlings aus den Laden einer alten Kommode hervor.

Da gab es goldgestickte Wäsche von feinem Gazestoff, unter anderem zwei Duzend Taschentücher mit reicher Goldstickerei an allen Ecken, goldbrokete Schuhe und Stiefelchen, pelzbesetzte Sammetjacken, neueste Pariser Modestücke, sogar etwas Brillantschmuck, und ich war innerlich erstaunt, so viel verhältnismäßigen Luxus bei so großer Einfachheit, ja Armut an Ausstattung der Wohnung und des ärmlichen Aussehen der täglichen Bekleidung zu finden. Einen Tisch, ein altes Sofa und ein Album, welches letzteres sein eigenes und mehrere Bilder seiner Frau in türkischem, rumänischem und modernem Anzuge enthielt, faßte ich als Zeichen seiner reformatorischen Gesinnung auf, mehr aber noch die Antwort, welche ich auf eine lobende Bemerkung über das Keuschere der Ungerechten erhielt: „Was nützen mir lange Haare und kurzer Verstand!“ Die völlige Wertlosigkeit dieser Frauenlichkeit wurde außerdem durch eine äußerst verächtliche Geberde gebührend illustriert. Charakteristisch ist die milde, leidenschaftslose Auffassung, mit welcher diese zwei Mohammedaner das Familienglück des einen diskutierten.

Meine Frau war sechzehn Jahre in den dürtigsten Verhältnissen aufgewachsen, jung und unerfahren,“ erzählte der Gatte. „Ich habe sie nicht wie eine Türkin behandelt, nicht in ihr Haus eingeschlossen, sondern sie auf Reisen und sogar auf Wälle geführt, sie war beschränkt und undankbar; aber die Männer, die Verführer, die sind schlecht! Wir achten die Rechte eines andern, und obwohl ich stets freien Zutritt in das Haus meines Milchbruders habe, so kenne ich seine Frau nicht einmal, ich habe sie nie gesehen.“

Das erwähnte Verhältnis, in welchem die beiden Männer zu einander standen, bedeutet den Mohammedanern einen so nahen Verwandtschaftsgrad, daß deren Kinder einander nicht heiraten können.

Mit der Erinnerung an einige interessant und angenehm verlebte Stunden verabschiedete ich mich nun von der roman-tischen Insel und, mit mehr Blumen beschenkt, als ich allein fortzubringen im Stande war, von den galanten Wiener Salon-türken, die sich als solche durch die von ihnen gebrauchte, anheimelnde Redewendung: „Ich küß die Hand,“ selbst auf das beste empfehlen.

### Gestärkte Wäsche.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist die Stärke zum erstenmal in England eingeführt worden, aber erst in den Zeiten der Königin Elisabeth wurde das Steifen der Wäsche mit Stärke allgemeine Mode. Eine Holländerin Namens Guilham, die Frau des königlichen Leibkutschers, welche die Kunst verstand, gewann die Gunst der Königin, die sie als Aufseherin der königlichen Wäsche anstellte. Ihr Ruf verbreitete sich nun bald weit und breit durch das ganze Königreich, und die Damen des vornehmsten Adels begaben sich nun in die Lehre zu Mrs. Guilham. Von nun an sah man in den feinsten Gemächern nichts als Stärkeschüssel, Wannen und dergleichen Dinge mehr, die wir jetzt nur in den Waschkammern finden. Das Klatschen der Hände, das Ausdrücken, Aufspannen und Bügeln der gestärkten Gegenstände wurde damals in Gegenwart der Herren so betrieben, wie heute das Sticken und das Klavierpielen. Diese Liebhaberei ging so ins Tolle, daß eine Flämänderin Mrs. Dinghen van den Blasse als Professorin der Stärkekunde nach London berufen wurde. Sie ward von dem vornehmen Adel mit solcher Freude aufgenommen, wie in unseren Tagen ein berühmter Tenor oder Klaviervirtuose, und man zahlte ihr für die Unterrichtsstunde 5 Pfund Sterling und 1 Pfund als Entgelt. Schon früh hatte man angefangen, blaue Farbe in die Stärke zu mischen. Als Königin Elisabeth aber alt wurde und allerhand wunderliche Grillen hatte, da bekam sie plötzlich einen Haß auf alle „geblaute Wäsche“ und erließ einen Befehl, daß niemand dergleichen tragen solle. Der Ungehorsam der vornehmen Welt gegen diesen Befehl bestimmte Ihre Majestät zum Erlasse folgenden Manifestes, welches am 27. Juni 1596 in der Kirche von St. Buttolph without Aldgate von der Kanzel bekannt gemacht wurde: „Unsere huldreiche Königin hat vor einiger Zeit in einer öffentlichen Verordnung zu beschließen und festzusetzen geruht, daß niemand, weder Weib noch Mann, welches Standes er auch sein möge, vom Tage des Befehles ab sich getrauen solle, blaugestärkte Wäsche zu tragen. Dieses königlichen Befehls ungeachtet haben sich aber viele Einwohner dieser Stadt erlaubt, mit der größten Widerpenstigkeit, Ihrer Majestät zum Hohne, sich mit blaugestärkten Kleidungsstücken öffentlich sehen zu lassen. Deswegen ist Ihrer Majestät ernstlicher Wille und Befehl, den ich allen Mitgliedern der Gemeinde bekannt zu machen habe, daß sich von nun an niemand, weß Standes und Geschlechtes er sei, auf öffentlicher Straße mit einem blaugestärkten Kleidungsstücke erkapen lasse, will er nicht in die Ungnade der Königin verfallen und mit einer Gefängnisstrafe seinen Frevler büßen, eine Strafe, deren Dauer einzig von dem Willen der Königin abhängen wird. Deswegen soll sich jeder-mann vorsehen, daß er nicht in die Strafe ver falle. Gegeben in Guildhall, 23. Juni 1596.“

## Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Franz von Feldern blickte unentschlossen den Kapitän an, als ob er ihn um Rat bitten wolle, der Seemann nickte zustimmend.

„Nehmen Sie Ihre Frau Gemahlin mit,“ sagte er, „auf der Reise, mit dem bestimmten Ziel vor Augen, wird sie ihre Ruhe eher wieder finden, als hier in der einsamen Unthätigkeit.“

„Ich will mich in alles fügen, alles thun, was Du verlangst,“ sagte er, „wie Du es forderst, nur nimm mich mit.“ bat Hermance. „Wir lassen ja leider hier kein teures Kind zurück, das die Mutter vermissen würde, wir sind frei und ungebunden, und ich verspreche Dir, daß ich in keiner Weise Dir lästig fallen will.“

„Nicht das fürchte ich, sondern die Strapazen der langen Reise,“ erwiderte er zögernd.

„Ich bin stärker, wie Du glaubst, Franz, diese Strapazen werden mir nichts anhaben.“

„Sie sind auch keineswegs so schlimm,“ sagte der Kapitän ermutigend, „auf unseren Dampfzügen findet man alle Bequemlichkeiten eines Hotels ersten Ranges.“

„Aber es ist ja noch keineswegs bewiesen, daß Papa nicht mehr unter den Lebenden weilt,“ unterbrach der Baron ihn mit mühsam erzwungener Ruhe. „Er selbst kann meinen Namen angenommen haben, als er mit seinem Neffen zusammentraf, er besaß ja alle Papiere, die damals auf meinen Namen hier ausgestellt worden sind.“

„Weißt Du, daß er sie mitgenommen hat?“ fragte Hermance.

„Nun natürlich, sie waren ja in dem Portefeuille, das er noch kurz vor seiner Abreise einsteckte, es enthielt noch andere Papiere, Briefe und Notizen, die er drüben nötig hatte.“

„Und was sollte ihn zu der Namensänderung veranlaßt haben?“

„Er mag vielleicht unverschämte Forderungen seines Neffen befürchtet haben!“

„Rein, Franz, damit beruhigst Du mich nicht,“ sagte Hermance kopfschüttelnd, „einer Unverschämtheit wußte Papa stets energisch entgegen zu treten; er war immer offen und geradeaus, es würde ihm nie eingefallen sein, sich hinter den Namen eines andern zu verstecken. Jener Master Theodor Wundermann aus London, der in Homburg plötzlich gestorben sein soll, war unser Papa, das beweist mir der Ring, der später hinter seinem Bette gefunden worden ist.“

„So ganz klar ist das noch nicht,“ antwortete Franz von Feldern, gedankenvoll in die Ferne starrend, „Papa kann den Ring verloren haben.“

„Dann hätte er ihn auch sofort vermist und so lange nach ihm gesucht, bis er ihn wieder fand, denn unter allen Kostbarkeiten, die er besaß, war dieser Ring ihm die wertvollste.“

„Wissen Sie, an welchem Tage Master Wundermann gestorben ist?“ wandte Franz sich zu dem Kapitän, der mit finsterner Miene dem Spiel der Kolibris zuschaute.

„In der Nacht vom zehnten auf den ersten Juli.“

„Am sechsten Juli zeigte uns Papa von Plymouth aus seine glückliche Ankunft an,“ warf Hermance ein.

„Er hätte rasch reisen müssen, wenn er von dort aus am zehnten schon in Homburg sein wollte,“ sagte der Baron.

„Daß er an jenem Tage dort war, beweist der Ring,“ erwiderte seine Gattin, die trotz ihrer Erregung ihre volle Fassung wieder gefunden hatte.

„Und er konnte es sein,“ antwortete der Kapitän, „er konnte von Plymouth über London oder direkt auf dem Seewege über Frankreich oder Holland nach Deutschland gelangen.“

„Um, ich frage mich sobann, was hat Papa in Homburg gewollt?“ fuhr der Baron nachdenklich fort. „Sein Weg führte nicht über diesen Ort, ebensowenig war es seine Absicht, eine Baderkur zu gebrauchen.“

„Das sind Fragen von sehr untergeordneter Bedeutung,“ sagte Hermance, die wieder ungeduldig wurde. „Was er dort wollte, kann uns gleichgültig sein, nachdem wir den überzeugenden Beweis haben, daß er da war. Sie sprachen von einem Freunde der Familie Wundermann in London, kennen Sie diesen Freund?“

„Allerdings, es ist ein Master Henry Flotwell.“

„Ein Mann, dem man volles Vertrauen schenken darf?“

„Gewiß, Sennora, Master Holly spricht nur mit Liebe und Hochachtung von ihm.“

„Und dieser Master Flotwell war an jenem Tage in Homburg?“

„Am dem Tage, an dem der Ring gefunden wurde.“

„Sie sagten, der Ring sei erst nach der Beerdigung gefunden worden?“

„Ich bewundere Ihr gutes Gedächtnis, Sennora,“ ant-

wortete der Kapitän mit einer leichten Verneigung. „Ja, der Ring wurde gefunden, als der Herr Baron von Feldern nach der Beerdigung Master Wundermanns Homburg verlassen hatte.“

„Somit wäre auch Master Flotwell erst nach der Beerdigung in Homburg eingetroffen? Er hat den Toten nicht gesehen?“

„So ist es, Sennora!“

„Das wollte ich wissen. Wenn er ihn gesehen hätte, so würde er wahrscheinlich erklärt haben, der Tote sei nicht Master Wundermann aus London!“

„Aber man hat doch in dem Nachlaß des Toten die Geschäftspapiere und die Kleidungsstücke Master Wundermanns gefunden!“ sagte der Kapitän, den diese Fragen und Behauptungen wieder zu verwirren schienen.

„Ist das erwiesen?“ fragte Hermance, die sich längst aus ihrem Schaukelstuhl erhoben hatte und mit hoch erhobener Hand vor ihm stand.

„Gewiß, der Nachlaß ist am Tage vor meiner Abfahrt in London angekommen und der Witwe Wundermann übergeben worden. Wenn sie ihn nicht als den Nachlaß ihres Mannes anerkannt hätte, würde Master Holly mir das gesagt haben, aber er erklärte mir sogar, die Hinterlassenschaft sei vollständig in Ordnung gefunden worden, mit Ausnahme des Ringes, und die Möglichkeit liege nahe, daß sein Schwiegersohn auch diesen Ring besessen habe, er könne ihn ja auf der Reise gekauft oder als Geschenk erhalten haben, deshalb möge ich den Ring wieder mitbringen, wenn er hier nicht anerkannt und zurückbehalten werde.“

„Haben Sie diesen Master Wundermann persönlich gekannt?“ fragte Hermance weiter, nachdem sie durch einen verständnisvollen Blick ihren Gatten gebeten hatte, sie nicht zu unterbrechen. „War er ein vermöglicher und geachteter Mann? Und welchen Charakter besaß er?“

„Persönlich kannte ich ihn nicht, Sennora, aber sein Schwiegervater hat sich schon früher einmal bei mir bitter über ihn beklagt. Er nannte ihn leichtsinnig, er warf ihm vor, daß er auf Kosten anderer Leute den großen Herrn spiele und seine Frau darben lasse.“

Hermance preßte die Hand auf den stürmisch wogenden Busen und atmete tief auf.

„Es wird immer klarer vor meinen Augen,“ sagte sie, „Papa ist tot und jener Master Wundermann war der angebliche Baron Franz von Feldern.“

Die beiden Herren blickten sie überrascht an, die Zuversicht, mit der sie diese Behauptung ausgesprochen hatte, schien keine Zweifel mehr gelten lassen zu wollen.

„Wie ich vorhin Ihr Gedächtnis bewunderte habe, so bewundere ich nun Ihren Scharfblick und die Schnelligkeit Ihres Urteils, das in der That den Nagel auf den Kopf zu treffen scheint,“ erwiderte der Kapitän; „aber wenn Sie von der Annahme ausgehen, daß in jener Nacht in Homburg ein Verbrechen verübt worden sei, so befinden Sie sich in einem Irrtum, Sennora. Master Holly war gerade darüber sehr erfreut; er hatte befürchtet, daß sein Schwiegersohn an der Spielbank in Homburg großen Verlust gehabt und sich infolge dessen das Leben genommen haben könne. Diese Befürchtung erwies sich aber als unbegründet, das Gutachten des Homburger Arztes lautete dahin, daß ein Herzschlag plötzlich das Leben beendet habe. Wurden also nicht die Spuren eines Selbstmordes gefunden, so kann auch kein Mord verübt worden sein, der doch ebenfalls sichtbare Spuren hinterlassen hätte!“

„Nichtsdestoweniger halte ich an meiner Vermutung fest,“ entgegnete Hermance, „ich werde keine Mühe und kein Opfer scheuen, um mir volle Aufklärung zu verschaffen. Schick einen Diener zur Stadt, Franz, und lasse auf der City of London zwei Plätze für uns belegen, wir reisen morgen früh ab.“

„Ueberlassen Sie das mir,“ sagte der Kapitän, „ich breche gleich wieder auf.“

„Das darf ich nicht annehmen, Sie sind heute unser Gast!“

„Ein andermal werde ich diese Ehre mit vielem Dank annehmen, Sennora, heute würde ich hier nur stören, und überdies ist meine Anwesenheit in Sao Pedro do Sul nötig, ich bin nur hieher gekommen, um mich meines Auftrages zu entledigen, meine Leute erwarten mich, sie wissen, daß ich sofort zurückkehren wollte. Ich werde mit dem Kapitän der City of London reden, damit Sie morgen alles vorbereitet finden, und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie drüben Ihre Vermutungen nicht bestätigt finden.“

„Ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß dieser Wunsch sich erfüllen wird,“ antwortete Franz von Feldern, „in meinen Augen beweist die Auffindung dieses Ringes noch nichts. Papa kann ihn verloren und seinen Verlust erst später entdeckt haben, es ist ferner möglich, daß er ihn seinem Neffen geschenkt hat, er konnte sich von allem trennen, wenn er in guter Laune war.“

„Von allem, nur nicht von diesem Ringe!“ sagte Hermance, indes der Kapitän sich erhob, um Abschied zu nehmen. „Papa hat oft gesagt, es sei ein Glücksring, den er wie seinen Augapfel hüten müsse.“

„Das war nur Scherz!“ warf ihr Gatte ein.

„Möchte er es auch in scherzendem Tone sagen, der Aberglaube versteckte sich doch dahinter. Sie wollen also wirklich uns verlassen, Herr Kapitän?“

„Meine Pflicht ruft mich, Sennora,“ erwiderte er mit einer Verbeugung.



